

Jahrgang 44 • Heft 2 • 2015

# Soziologie

Aus dem Inhalt

- Ute Volkmann:  
*Soziologische Zeitdiagnostik*
- Stephanie Pravemann, Stephan Poppe:  
*LEGIDA gezählt*
- Stefanie Ernst:  
*Zur Etablierung prozesstheoretischen Denkens*
- Jo Reichertz:  
*Wie mit den Daten umgehen?*

DGS DEUTSCHE  
GESELLSCHAFT  
FÜR SOZIOLOGIE

campus

# SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 2 • 2015

*Herausgeber im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*  
Prof. Dr. Georg Vobruba (verantwortlich im Sinne des Presserechts).  
*Redaktion:* Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig,  
Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig,  
E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/9735 648 (Redaktion) oder -641  
(G. Vobruba), Fax: 0341/9735 669.

*Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Prof. Dr. Stephan Lessenich, Ludwig-Maximilians-Universität München,  
Institut für Soziologie, Konradstraße 6, D-80801 München,  
E-Mail: stephan.lessenich@uni-muenchen.de.

*Vorstands- und Vorsitzarbeit:* Dr. Sonja Schnitzler,

Kulturwissenschaftliches Institut NRW, Goethestraße 31, D-45128 Essen,  
E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax 0201/72 04 111.

*Schatzmeisterin:* Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund,  
Fakultät 12: Erziehungswissenschaft und Soziologie, Emil-Figge-Straße 50,  
D-44227 Dortmund, E-Mail: nicole.burzan@fk12.tu-dortmund.de,  
Tel.: 0231/ 755 7135 Fax: 0231/755 6509.

*Aufnahmeanträge auf der Homepage der DGS:* <http://www.soziologie.de>

*Soziologie* erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals. Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst in CSA Sociological Abstracts (San Diego) und SOLIS (Bonn).

Campus Verlag, Kurfürstenstraße 49, 60486 Frankfurt am Main, [www.campus.de](http://www.campus.de)  
*Geschäftsführung:* Marianne Rübemann

*Verlagsleitung Wissenschaft:* Dr. Judith Wilke-Primavesi

*Abonnement- und Anzeigenbetreuung:*

Barbara Müller, 0 69/97 65 16-812, [mueller@campus.de](mailto:mueller@campus.de)

*Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:*

Jährlich erscheinen vier Hefte. Jahresabonnement privat 70 €;

Jahresabonnement Bibliotheken/Institutionen 110 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel);

Jahresabonnement Studenten/Emerit 30 €.

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag, Frankfurt 2015

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH

ISSN 0340-918X

# Inhalt

Editorial .....	137
-----------------	-----

## Soziologie in der Öffentlichkeit

**Ute Volkmann**

Soziologische Zeitdiagnostik .....	139
------------------------------------	-----

**Stephanie Pravemann, Stephan Poppe**

LEGIDA gezählt .....	153
----------------------	-----

## Identität und Interdisziplinarität

**Stefanie Ernst**

Zur Etablierung prozesstheoretischen Denkens .....	162
--	-----

## Forschen, Lehren, Lernen

**Jo Reichertz**

Wie mit den Daten umgehen? .....	186
----------------------------------	-----

## DGS-Nachrichten

Protokoll der Auszählung der Wahlen 2014/2015 zu

Vorsitz, Vorstand und Hälfte des Konzils der DGS .....	203
--	-----

Veränderungen in der Mitgliedschaft .....	206
---	-----

## Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektion</i> Frauen- und Geschlechterforschung .....	208
--	-----

<i>Sektion</i> Medien- und Kommunikationssoziologie .....	213
---	-----

<i>Sektion</i> Organisationssoziologie .....	216
--	-----

<i>Sektion</i> Umweltsoziologie .....	221
---------------------------------------	-----

## Nachrichten aus der Soziologie

Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie .....	225
Für gute Arbeit in der Wissenschaft .....	226
Habilitationen .....	231
Tilman Allert	
Ulrich Oevermann zum 75. Geburtstag .....	232
David Strecker	
Claus Offe zum 75. Geburtstag .....	235
Peter A. Berger	
In memoriam Ulrich Beck .....	241
Bernhard Schäfers	
In memoriam Wolfgang Lipp .....	250
Boike Rehbein	
In memoriam Hermann Schwengel .....	253
Call for Papers .....	256
Zum Verhältnis von Empirie und kultursoziologischer Theoriebildung – Stand und Perspektiven • Bildung, Wissen und Eliten – Wissen als Kapital und Ressource?	
Tagungen .....	260
Mittelschichten/Mittelklassen im globalen Süden • Futures: Prospective Moneys and Money's Prospects	
Autorinnen und Autoren .....	263
Abstracts .....	266

PEGIDA,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

PEGIDA lässt sich nicht beobachten. In der LVZ (Leipziger Volkszeitung) war ein kluges Interview mit einem Werbefachmann. Er meinte, das sei ein geradezu genialer Marketing-Trick. Die PEGIDA-Leute arbeiteten mit Andeutungen darüber, wie sie die Gesellschaft beobachten und interpretieren (handeln fällt bei ihnen weitgehend flach). Und genau darum ist es soziologisch schwierig, sie (in 2. Ordnung) zu beobachten und zu interpretieren. Konstitutive Elemente dieser Selbstabschottung sind: kaum eigene Texte, kaum Diskussionsbereitschaft, Verschwörungstheorien.

Die Sozialwissenschaften reagierten auf zweierlei Weise: Einerseits mit Umfrage-Schnellschüssen. Dabei kam raus, was mancher »Projektleiter« schon vorher wusste: Es handelt sich um Protest aus der Mitte der Gesellschaft, aus jener Mitte, die sich kaum artikulieren kann, weil Denkverbote, die linke Hegemonie in der Bundesrepublik, political correctness und überhaupt. Solcher Unsinn wurde von der Qualitätspresse (PEGIDA-Sprech: »Lügenpresse«) irritierend gnädig aufgenommen: »Viele wollten nicht antworten, deswegen wird die Studie kritisiert. Das Bild sei verzerrt. Darüber kann man streiten, aber es gibt ein erstes Bild« (SZ 18. 1. 2015, S. 3) Nein, darüber kann man nicht streiten. Solchen Untersuchungen sind höchst fragwürdig, und was davon in der Presse ankommt, ist purer Unsinn. Das freilich sollte man bei der Verbreitung der »Ergebnisse« antizipieren. Andererseits gab es freihändige Interpretationen im Fernsehen und Radio. Ein paar gute Ideen, im Wesentlichen Stochern im Nebel. Das lag nicht an den Kolleginnen und Kollegen, die freundlich genug waren, unmögliche Fragen zu beantworten. Es lag am Thema.

Dass PEGIDA in ihrem Sinn kaum erfassbar ist, steigert die Bedeutung von Zahlen. Zum einen entwickelte sich eine Art DSDGD (Deutschland sucht die größte Demo). Zum anderen gab es mehr Diskussion als sonst um die Teilnehmerzahlen der Demos.

Schon die Ankündigungen anlässlich der Demo-Anmeldungen sind ein interessantes Thema. Die Anmeldung einer Demonstration muss die voraussichtliche Teilnehmerzahl enthalten. Das ist nicht nur ein gesetzliches Erfordernis, sondern auch ein komplexes taktisches Problem. Die Zahl muss ausreichend hoch sein, um schon vorweg die Bedeutung des Anliegens der Demo zu signalisieren. Dabei allerdings müssen Veranstalter zwei

Effekte gegeneinander abwägen. Eine hohe Zahl kann entweder zu zusätzlichem Zulauf führen, weil dadurch risikoaverse potentielle Teilnehmer ermutigt und zur Teilnahme motiviert werden. Wenn sehr Viele kommen, kann dem Einzelnen nichts passieren, so lautet das unterstellte Kalkül. Oder aber die hohe Zahl hält potentielle Teilnehmer vom Demonstrieren ab, weil sie denken, dass es auf ihren marginalen Beitrag nicht ankommt. Dazu kommt: Die Zahl darf nicht unrealistisch hoch sein. Denn dann ist jede tatsächliche Teilnehmerzahl ein Misserfolg. Das haben die LEGIDA-Organisatoren am 21. Januar 2015 in Leipzig erfahren. Angemeldet wurden 60.000, tatsächlich waren es ... wie viele eigentlich?

Tja, die tatsächliche Teilnehmerzahl. Prinzipiell gilt das EDTZG, das Eherne Demo-Teilnehmer-Zählungs-Gesetz:

Veranstalterzählung > Polizeizählung > Soziologische Zählung

Am 21. Januar zählten die Veranstalter in Leipzig 20.000. Dass dies eine nach oben geschönte Zahl ist, lässt sich nicht völlig ausschließen. Die Polizei – das zeigt das EDTZG – befand sich in einer Sandwich-Position. Einerseits musste die von ihr veröffentlichte Zahl ausreichend hoch sein, um den Aufwand zu rechtfertigen. Immerhin waren 4.000 Polizeikräfte im Einsatz. Andererseits musste die Polizeizählung dem Augenschein interessierter Beobachter (Journalisten etc.) standhalten und durfte nicht völlig unrealistisch sein. Dabei half Zählung Nummer drei. Das Soziologische Institut der Uni Leipzig zählte LEGIDA (vgl. S. 153 ff.) und kam auf eine Teilnehmerzahl zwischen 4.000 und 5.000. Das Ergebnis in EDTZG-Form:

Legida: 20.000 / Polizei: 15.000 / Institut für Soziologie: 4.000–5.000.

Dazu ein Kommentar auf Facebook: »Klingt nach 1:1 Betreuung der LEGIDAs durch unsere Freunde und Helfer!«

Ihr  
Georg Vobruba

Nach Redaktionsschluss:

Zählung der PEGIDA-Demo in Dresden am 23. Februar durch eine angeblich von PEGIDA beauftragte Anwaltskanzlei: 10.100, Polizeizählung: 4.800. (Sächsische Zeitung, sz-online.de, 23. 2. 2015)

# Soziologische Zeitdiagnostik

## Eine wissenssoziologische Ortsbestimmung<sup>1</sup>

*Ute Volkmann*

Zeitdiagnosen sind von jeher Bestandteil der Soziologie. Immer schon hat die Soziologie den aktuellen Zustand der Gesellschaft einer Revision unterzogen und im Hinblick auf krisenhafte Phänomene befragt. Mehr noch: Die Genese des Faches ist ohne Zeitdiagnostik kaum denkbar. Verelendung, Entfremdung, Anomie, Verlust an sinnstiftenden sozialen Bindungen: Auf diese und weitere negative Folgen der sich konstituierenden modernen Gesellschaft richtete sich ganz wesentlich das Augenmerk der Gründerväter der Soziologie. Soziologie entstand als Krisenwissenschaft.

Trotz dieser Tradition haben Zeitdiagnosen innerhalb des Faches einen schweren Stand. Der Status dieser soziologischen Wissensform ist ambivalent. Zeitdiagnosen haben einerseits ein hohes Anregungspotential für das Fach. Das gilt sowohl für die empirische Forschung als auch für die Weiterentwicklung gesellschaftstheoretischer Begriffe und Konzepte. Man denke nur an den Münchener SFB zum Thema »Reflexive Modernisierung«. Zeitdiagnosen wirken jedoch nicht nur nach innen, sondern auch nach außen, wo sie einen wichtigen Beitrag zur gesellschaftlichen Selbstverständigungsdebatte leisten. Sieht man von der Sozialstatistik ab, so sind es vor allem Zeitdiagnosen, mit denen die Soziologie gesellschaftlich sichtbar wird. Zeit-

---

<sup>1</sup> Der Beitrag geht auf einen Vortrag zurück, den ich im März 2014 auf dem 50. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft im Symposium »Die Konstruktion von Gegenwart: Sozialpädagogische Zeitdiagnosen« gehalten habe. Sina Farzin und Fran Osrecki haben die Erstfassung des Beitrags gelesen und kommentiert, wofür ich beiden danke.

diagnosen tragen somit nicht unwesentlich zur Legitimation der Disziplin nach außen bei.

Neben diesen als positiv für das Fach zu verbuchenden Effekten gelten Zeitdiagnosen jedoch andererseits innerhalb der soziologischen *scientific community* als wissenschaftlich grenzwertig. »Zeitdiagnostik«, so hat es Hans-Peter Müller einmal formuliert, »ist und bleibt Soziologie mit beschränkter Haftung« (1997: 357).

Wie im Folgenden zu zeigen sein wird, liegt dies gewissermaßen in der Natur der Sache selbst begründet, denn die disziplinäre Kritik entzündet sich genau an solchen Merkmalen des Genres, die im Hinblick darauf, auch außerhalb des Faches Aufmerksamkeit zu erzeugen, notwendige Bedingungen sind. Dieses Argument soll in fünf Schritten entwickelt werden: Erstens wird Zeitdiagnostik als spezifische Wissensform in der Disziplin verortet. Zweitens wird das Genre anhand seiner zentralen Argumente näher definiert, an denen sich anschließend im dritten Schritt die fachinternen Kritikpunkte benennen lassen. Viertens wird der Blick von der fachinternen Kritik auf die fachexternen Aufmerksamkeitskriterien gerichtet und herausgearbeitet, dass Zeitdiagnosen als hybride soziologische Wissensform einer doppelten Logik folgen.<sup>2</sup> Ein kurzes Fazit schließt den Beitrag ab.

## 1. Zeitdiagnostik als spezifische Wissensform der Soziologie

Wo nun lassen sich soziologische Zeitdiagnosen im Fach verorten? Einen brauchbaren Ausgangspunkt dafür bildet eine Typologie von Michael Burawoy (2005: 352ff.).<sup>3</sup> Für ihn stellt sich das Fach als ein arbeitsteiliges Gefüge von vier Bereichen dar, die sich entlang von zwei Dimensionen unterscheiden: Sachlich in der Art des Wissens und sozial im Hinblick auf das Zielpublikum.

---

2 Auch Fran Osrecki und Oliver Dimbarth charakterisierten Zeitdiagnostik in ihren Vorträgen auf dem letzten DGS-Kongress in Trier als »hybrides Genre«.

3 Burawoy hat vor zehn Jahren als damals amtierender Präsident der ASA mit seinem Votum für eine Stärkung von »Public Sociology« eine lebhafte Debatte in der anglo-amerikanischen Soziologie losgetreten.

	Academic Audience	Extra-academic Audience
Instrumental Knowledge	Professional	Policy
Reflexive Knowledge	Critical	Public

Quelle: Burawoy 2005: 354

- *Professional sociology*: In der Sachdimension bildet die *professional sociology* mit ihrem Fokus auf Empirie, Methodologie und Theoriebildung den Kern des Faches. Sie ist der Bereich, in dem die legitime Art und Weise soziologischer Praxis verhandelt wird und der die Disziplin mit dem nötigen Fachwissen versorgt. Adressat ist die *scientific community*.
- *Critical sociology*: Aufgabe der ebenfalls auf das fachinterne Publikum ausgerichteten *critical sociology* ist die kritische Reflexion der expliziten und auch impliziten Grundlagen der *professional sociology*. Es geht mithin um die Frage nach den »Wertbezügen der soziologischen Erkenntnis« (Bude 2005: 376).
- *Policy sociology*: In den Bereich der *policy sociology* fallen alle Arten angewandter soziologischer Forschung, sei es für öffentliche oder private Auftraggeber. Beispiele dafür wären etwa die PISA-Studien oder Politikberatung. In diesem Bereich geht es folglich darum, gesellschaftlichen Akteuren problembezogenes Gestaltungswissen bereitzustellen.
- *Public sociology*: Dem Bereich der *public sociology* schließlich kommt in der Sachdimension die Funktion zu, Soziologie in Dialog mit der zivilgesellschaftlichen Öffentlichkeit zu bringen. Dies geschieht auf der Basis eines generellen Orientierungswissens zur Deutung gesellschaftlicher Phänomene. Wie die *policy sociology* zielt auch die *public sociology* somit auf ein außerwissenschaftliches Publikum.

In den Anfängen der Soziologie gab es noch keine klare Trennung zwischen den einzelnen Bereichen. Die disziplinäre Arbeitsteilung bildete sich erst im Zuge der Professionalisierung des Faches in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts heraus. Um innerhalb der Wissenschaft als eigenständige Disziplin anerkannt zu werden, musste die Soziologie ihr eigenes »specialized knowledge« (Burawoy 2005: 347) entwickeln. Folgt man Peter L. Berger (1984: 23f.), so besteht diese Leistung maßgeblich darin, eine eigene

Fachterminologie als gegenstandsgemäßem Ausdruck der Disziplin zu etablieren.<sup>4</sup> Auch vor dem Hintergrund dieser Notwendigkeit lässt sich die soziologische Arbeitsteilung erklären. Denn erst auf Basis der Fachterminologie einer *professional sociology* konnte sich eine *critical sociology* herausbilden. Und ein Stück weit gilt das auch für die Ausdifferenzierung von *policy sociology* und *public sociology*. Denn erst mit der Fachterminologie wurde es notwendig, zwischen fachinternem und fachexternem Publikum zu unterscheiden, weil die Adressierung des Letzteren nun Übersetzungsarbeit erforderlich machte. Diese »back-translation« (Burawoy 2005: 348) in die Gesellschaft wird damit auch zur Voraussetzung für die wissenschaftsexterne Anerkennung der Disziplin.

Für Burawoy gehören soziologische Zeitdiagnosen zum Bestandteil einer traditionellen Form von *public sociology*.<sup>5</sup> Ich schlage demgegenüber vor, Zeitdiagnostik als Wissensform auf der Grenze zwischen *professional sociology* und *public sociology* zu verorten, da sie in der Sozialdimension weder dem einen noch dem anderen Zielpublikum zuzuordnen ist, sondern beide gleichermaßen adressiert.<sup>6</sup> Soziologische Zeitdiagnosen richten sich zwar ohne Frage an ein fachexternes Publikum, aber sie tun dies keineswegs ausschließlich. Als hybride soziologische Wissensform sind sie sowohl außerhalb wie auch innerhalb der Disziplin anschlussfähig – und wollen dies auch sein. Diese Ausrichtung auf zwei Publika hat Konsequenzen für das Wissen über Gesellschaft, das in Zeitdiagnosen hergestellt wird.

---

4 Peter L. Berger misst der Fachterminologie in Bezug auf die Soziologie sogar eine besonders große Bedeutung bei, »gerade weil ihr Gegenstand bekannt ist [...] und weil es Worte gibt, ihn zu bezeichnen« (1984: 23). Ähnlich argumentiert Ronald Hitzler, wenn er Nähe zur Alltagssprache als ein Problem populärer Soziologie herausstellt (2012: 395).

5 Burawoy unterscheidet zwei Formen von *public sociology*: eine traditionelle und eine organische (2005: 350ff.). Insbesondere letzterer gilt Burawoys Engagement. Traditionelle *public sociology* richtet sich an die breite Öffentlichkeit und kann dort Debatten anregen. Im Rahmen der organischen *public sociology* sind Soziologen demgegenüber kooperativ in gesellschaftliches Gestaltungshandeln mit zivilgesellschaftlichen Akteuren eingebunden. Fraglich ist hier jedoch die Zuordnung zu reflexivem Wissen. Wenn auch nicht ausschließlich, so geht es bei der organischen Variante zumindest auch darum, ähnlich einer *policy sociology* instrumentelles Gestaltungswissen in den öffentlichen Dialog einzubringen.

6 Diese Einordnung geht auf gemeinsame Überlegungen im Kontext der von Sina Farzin und mir auf dem Dreiländerkongress der DGS, der ÖGS und der SGS in Innsbruck 2011 organisierten Ad-hoc-Gruppe »Public Sociology« und Gesellschaftstheorie: Spannungen, Verschmelzungen, Brüche« zurück.

## 2. Zentrale Argumente soziologischer Zeitdiagnostik

Bei einer Diagnose handelt es sich ganz allgemein gesprochen um eine Zustandsbeschreibung; bei einer soziologischen Diagnose geht es folglich um den Zustand der Gesellschaft. Folgt man Jürgen Friedrichs et al. (1998: 19), so beinhaltet eine solche Zustandsbeschreibung drei Hypothesen: Erstens hinsichtlich der Strukturen der Gesellschaft, zweitens hinsichtlich der Ursachen, die den gesellschaftlichen Strukturen zu Grunde liegen, und drittens hinsichtlich der möglichen Folgen. Entlang dieser drei Dimensionen lassen sich die Spezifika zeitdiagnostischen Argumentierens systematisch herausstellen.

- Strukturdimension: Bezogen auf die gesellschaftlichen Strukturen wird konstatiert, dass sich zum Zeitpunkt der Beobachtung ein historischer Bruch vollzieht oder in naher Zukunft vollziehen wird (Schimank 2000: 18). Die Strukturen der Gesellschaft, so das Kernargument, befinden sich in einer Phase des Umbruchs – hin zu einer »Risiko«, »Erlebnis«, »Multi-options«, »McDonaldisierten« oder »Beschleunigten Gesellschaft«, um einige der Etiketten zu benennen, mit denen die Autoren versuchen, ihr jeweiliges »Grundverständnis der Gegenwartsdynamik« (Gross 1994: 11) auf den Begriff zu bringen.

Wie Fran Osrecki (2011: 189) in seiner systemtheoretischen Wissenssoziologie soziologischer Zeitdiagnostik zu Recht hervorhebt, bilden dabei stets lokalisierbare Veränderungen den Ausgangspunkt der Argumentation. Diese Veränderungen, die sich in bestimmten gesellschaftlichen Teilbereichen oder auf der Ebene von Organisationen oder Interaktionen ereignen, interessieren jedoch nicht für sich genommen, sondern werden in Zusammenhang mit Entwicklungstendenzen gebracht, die die Gesellschaft insgesamt betreffen (Schimank 2000: 14f.). So behauptet Gerhard Schulze, dass der von ihm auf der Interaktionsebene beobachtete Wechsel von der Außen- zur Innenorientierung die Akteure zu »zirkuläre[n] Subjekte[n]« (1999: 102) macht, die kognitiv nur noch um die Erlebnisroutinen des eigenen Milieus kreisen, was aber letztlich die Zivilgesellschaft vor große Probleme stellt. Auch die Forschergruppe um Pierre Bourdieu (1997) hat in ihrer Zeitdiagnose das Ordnungsproblem vor Augen, setzt aber in der Argumentation auf der Ebene gesellschaftlicher Teilsysteme an. Es ist letztlich der Rückzug des Staates aus der sozialpolitischen Verantwortung, der die Gesellschaftsmitglieder zunehmend mit Exklusionserfahrungen konfrontiert, in deren Fol-

ge die Spaltung der Gesellschaft weiter vorangetrieben und das Entstehen fundamentalistischer Tendenzen begünstigt wird. Analytischer Bezugspunkt zeitdiagnostischen Argumentierens ist somit stets die Gesellschaft als ganze.

- **Folgendimension:** Mit Bezug auf die Folgen rücken soziologische Zeitdiagnosen stets Gefährdungspotentiale in Form bestehender Risiken oder drohender Krisen in den Mittelpunkt. Kernargument ist, dass der gegenwärtige beziehungsweise antizipierte gesellschaftliche Umbruch problematische Folgen nach sich zieht, mit denen die Gesellschaft bereits heute konfrontiert ist oder aber in naher Zukunft konfrontiert sein wird. Wir befinden uns, so die These, in einem kritischen Moment, auf der Schwelle von einer besseren Vergangenheit in eine problematische Zukunft. Das »Heute und Morgen« (Schimank 2000: 17) bildet somit einen zweiten analytischen Bezugspunkt soziologischer Zeitdiagnostik. In Abgrenzung von der Vergangenheit wird das Hier-und-Jetzt im Hinblick auf seine bereits eingetretenen oder für die nahe Zukunft antizipierten Folgen problematisiert.

Zumeist sind es individuelle Akteure, die als Opfer der gesellschaftlichen Strukturodynamiken in den Blick kommen. Behauptet wird entweder, dass der strukturelle Wandel mit einem »bad opening« (Klapp 1978) einhergeht und auf Seiten der Individuen zu Orientierungsverluste oder Lebenslauftrisiken führt. Oder aber es wird umgekehrt ein Zuviel an einengenden institutionellen Regeln oder sinnentleerten sozialen Bindungen, also ein »bad closing« konstatiert. Das Kernargument ist in beiden Fällen, dass der Einzelne nahezu hilflos in die gesellschaftlichen Strukturodynamiken verstrickt ist. Das gilt für die schon angesprochenen Exklusionsbedrohungen ebenso wie für die von Hartmut Rosa (2005) oder Ulrich Bröckling (2007) ins Blickfeld gerückten Dynamiken der Beschleunigung beziehungsweise der permanenten Selbstoptimierung. Stets erscheint der Einzelne als von einer Art Sog erfasst, aus dem es kaum ein Entrinnen gibt.

- **Ursachendimension:** Bleibt als letzter Punkt der Blick auf die Argumentation in Bezug auf die Ursachen. Zur Erklärung beziehungsweise Plausibilisierung der diagnostizierten gesellschaftlichen Dynamiken und ihrer Folgen greifen Zeitdiagnosen auf gesellschaftstheoretische Konzepte zurück. Die Bezüge werden allerdings nicht immer explizit hergestellt; oftmals bleiben sie implizit.

In einigen wenigen Zeitdiagnosen findet sich eine explizit gesellschaftstheoretisch angelegte Argumentation. So leiten Niklas Luhmann (1986) und Richard Münch (1995) ihre zeitdiagnostischen Betrachtungen deduktiv aus der Systemtheorie ab und Ralf Dahrendorf (1992) argumentiert dezidiert ungleichheitstheoretisch. Andere Autoren, etwa Bröckling oder Rosa, stellen ihre Zeitdiagnose zumindest in einen gesellschaftstheoretischen Bezugsrahmen. In den Zeitdiagnosen von Ulrich Beck (1986) oder Peter Gross (1994) hingegen lassen sich zwar unschwer Bezüge zur differenzierungs-, ungleichheits- oder auch kulturtheoretischen Perspektive ausmachen, aber diese Gesellschaftstheorien bilden hier lediglich den latenten Unterbau der Argumentation.<sup>7</sup>

### 3. Die Kritik aus dem Fach

Die genannten Charakteristika zeitdiagnostischen Argumentierens machen diese soziologische Wissensform angreifbar für Kritik aus den eigenen Reihen.

- In sachlicher Hinsicht bezieht sich der Haupteinwand auf das, was Hans-Peter Müller als eines von drei Kernproblemen soziologischer Zeitdiagnostik identifiziert: das »Problem der Adäquanz« (1997: 355f.). Diese Kritik zielt unmittelbar auf die Kernargumentation der Zeitdiagnosen. Deren zentrale These, dass die Gesellschaft sich an einem historischen Scheideweg in eine problematischere Zukunft befände, bewege sich, so die Kritiker, im Rahmen des Spekulativen. Sie würde zwar durch gesellschaftstheoretische Annahmen plausibilisiert, sei aber nicht das Forschungsergebnis einer empirischen Erfahrungswissenschaft. Und selbst wenn empirische Daten Verwendung finden, so hätten diese vorrangig illustrativen Charakter. Mit ihren einander oftmals widersprechenden und je für sich genommen vereinseitigenden Zustandsbeschreibungen bieten Zeitdiagnosen ihren Kritikern diesbezüglich eine offene Flanke. Und auch der Vorwurf, ein zu einfaches, dem aktuellen Zeitgeist geschuldetes Gesellschaftsbild zu zeichnen – das »Problem des Zeitgeistes und der Ideologie« (ebd.) –, setzt daran an.

---

<sup>7</sup> Zur Unterscheidung der drei gesellschaftstheoretischen Perspektiven siehe Uwe Schimank 2013.

- In sozialer Hinsicht ist es das dritte und letzte von Müller konstatierte »Problem des Normativen« (ebd.), mit dem soziologische Zeitdiagnosen konfrontiert werden. Auch diese fachinterne Kritik zielt auf die Kernargumentation. In der Mehrzahl der Zeitdiagnosen beziehen die Autoren Position zu den gesellschaftlichen Verhältnissen. Sie beschränken sich nicht darauf, gegenwärtige Strukturdynamiken im Hinblick auf deren Folgen aus einer neutralen Beobachterperspektive zu analysieren, sondern unterziehen sie zudem einer Bewertung. Am offenkundigsten wird dies an den in Zeitdiagnosen oft enthaltenen Handlungsaufforderungen, die sich entweder als Anleitung zur Selbsthilfe an die Individuen richten oder aber gesellschaftliche Akteure, zumeist den Staat, auf den Plan rufen (Volkmann 2002). Es fließen mithin Werturteile in die gesellschaftlichen Zustandsbeschreibungen ein, weswegen sich Zeitdiagnosen, so die Kritiker, an den Grenzen der methodologischen Prämissen des Faches bewegen.

Wie der Seitenblick auf die seit einiger Zeit vor allem im anglo-amerikanischen Raum geführte Debatte um das Für und Wider von *public sociology* zeigt, ist die Disziplin in diesem Punkt jedoch keineswegs einig. Es gibt sowohl Vertreter, aus deren Sicht Gesellschaftskritik zum Auftrag der Soziologie gehört, und Soziologen, die dieses fachliche Selbstverständnis gerade nicht teilen. Jüngere Ausgaben der »Soziologie« oder das Programm des letzten DGS-Kongresses in Trier und spätestens die Jenaer Konferenz zu »Public Sociology« im Januar dieses Jahres zeigen, wie virulent die Frage nach dem Verhältnis von »Soziologie und Kritik« (Vobruba 2013) im Hinblick auch auf das Selbstverständnis des Faches in Deutschland ist.

- In zeitlicher Hinsicht schließlich geraten Zeitdiagnosen ins Visier fachinterner Kritik, weil ihre Argumentation auf eine Dramatisierung des gesellschaftlichen Hier-und-Jetzt hinausläuft. Durch einen solchen Alarmismus geraten Akteure leicht unter sofortigen Handlungsdruck (Schimank 2000: 19f.). Und das, so die dahinter stehende Befürchtung, möglicherweise völlig zu Unrecht, weil der Alarmismus auf einem vereinseltigenden, vereinfachenden und empirisch ungesicherten Wissen basiert. Das Enttäuschungsrisiko der Gestaltungsbemühungen ist somit groß, und das daraus resultierende Risiko, das gesellschaftliche Ansehen des Faches zu verspielen, ebenso.

Erkennbar wird, dass sich die innerfachliche Kritik allein daraus ergibt, dass Zeitdiagnostik am Duktus der *professional sociology* gemessen wird, und zwar ausschließlich.<sup>8</sup> Damit komme ich nun zum Kern meines Arguments.

#### 4. Soziologische Zeitdiagnostik als hybride Wissensform

Als hybride Wissensform zwischen *professional sociology* und *public sociology* richten sich soziologische Zeitdiagnosen sowohl auf ein fachinternes als auch auf ein fachexternes Publikum aus. Um innerhalb der Soziologie anschlussfähig zu sein, müssen zeitdiagnostische Argumente über eine ausreichende inhaltliche Überzeugungskraft verfügen, so dass andere Wissenschaftler sich dadurch in ihren Forschungen anregen lassen. Um außerhalb der Disziplin in der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden, müssen die Argumente indes so beschaffen sein, dass sie wie journalistische Produkte mit Nachrichtenwert ausgestattet sind.

Auf den letztgenannten Aspekt hat neben Bernhard Peters (2007: 166ff.) und André Kieserling (2004: 36ff.) insbesondere Fran Osrecki (2011: 317ff.) aufmerksam gemacht. Osrecki (2011: 322, 335) stellt die These zur Diskussion, soziologische Zeitdiagnosen als öffentliche Debatten aufzufassen, da man es mit einem Wechsel teilsystemischer Selektionskriterien zu tun habe. Im Unterschied dazu wird hier von einem Dualismus von wissenschaftlicher und journalistischer Logik ausgegangen, der bei der Herstellung der Wissensform Zeitdiagnose handlungsprägend wirksam ist.

Journalisten orientieren sich bei der Auswahl ihrer Themen an einer Vielzahl von Kriterien. Als basal gelten Aktualität und Neuigkeit (Blöbaum 1994: 236f.); hinzu kommen die so genannten Nachrichtenfaktoren wie Nähe, Konflikte oder die Personalisierbarkeit und Moralisierbarkeit von

---

8 Bei der innerfachlichen Kritik an soziologischer Zeitdiagnostik schwingt jedoch neben der »ausdrückliche[n] Mitteilung« auch ein »unterschwellige[r] Sinn« (Luhmann 1999: 363) mit: eine letztlich auf Neid gründende Diskreditierung der Person. Es ist das nicht kritisierbare Mehr an Aufmerksamkeit sowohl für das von ihnen produzierte wissenschaftliche Wissen als auch für ihre Person, das den Zeitdiagnostikern von den Kritikern geneidet wird. Anknüpfend an Pierre Bourdieu (1992: 345) wäre somit die Illegitimität, die die Akteure am autonomen Pol des Feldes einem Streben nach feldexterner Anerkennung zuschreiben, zugleich Ausdruck des Neids auf einen Erfolg, »den man selbst stark wünscht und erstrebt und der einem gleichzeitig unerreichbar erscheint.« (Paris 2010: 7) Und Kämpfe um Anerkennung sind auch in der Wissenschaft letztlich immer Kämpfe um Aufmerksamkeit (Schroer 2014: 211ff.).

Ereignissen (Schulz 1976: 31ff.; Luhmann 1996: 57ff.). Gemeinsam ist diesen Selektionskriterien, dass sie darauf zugeschnitten sind, die Aufmerksamkeit des sogenannten breiten Publikums zu erreichen. Es geht darum, in der Öffentlichkeit die Chance auf Wahrnehmung zu erhöhen.

Soziologische Zeitdiagnosen generieren ihren Nachrichtenwert über ihre Kernargumente – und mithin über das, woran sich die fachinterne Kritik entzündet.

- Indem Zeitdiagnosen einen historischen Bruch als gesellschaftliches Strukturereignis beschreiben, bedienen sie neben den allgemeinen journalistischen Maßstäben Neuigkeit und Aktualität vor allem den Nachrichtenfaktor Überraschung. Die Gesellschaft, so wird argumentiert, befinde sich an einem unvorhergesehenen Umbruch in einen neuen Zustand, und zwar jetzt. Insbesondere die Vereinseitigung auf ein zentrales Merkmal – Modernisierungsrisiken, Beschleunigung usw. – stellt hier das Mittel dar, die Alltagswelt zu verfremden und den Ist-Zustand der Gesellschaft als etwas sensationell Neues erscheinen zu lassen. Die Leser werden gleichsam als Zeitzeugen eines überraschenden gesellschaftlichen Prozesses adressiert.
- Mit ihrer Krisenrhetorik erhöhen Zeitdiagnosen ebenfalls ihren Nachrichtenwert, und zwar in mehreren Hinsichten. Die gegenwärtige gesellschaftliche Strukturpolitik wird als problematisch charakterisiert, was bedeutet, dass die Gesellschaft bei gleichbleibender Dynamik als ganze spätestens in naher Zukunft Schaden nehmen wird. Da die eigene Gesellschaft als Ort und die Individuen zumeist als Leidtragende dieser krisenhaften Veränderungen in den Blick kommen, wird räumliche und kulturelle oder auch soziale Nähe sowie Betroffenheit suggeriert. Und mögen es jetzt erst wenige sein, die negativ betroffen sind: Ihre Zahl wird steigen, so die zeitdiagnostische Prognose. Leser werden somit nicht nur als Zeitzeugen, sondern auch als Betroffene adressiert. Und es sind neben dem Mittel der Vereinfachung die Nachrichtenfaktoren Schaden, Nähe, Relevanz und Quantität, die dabei zum Einsatz kommen.
- Zeitdiagnostiker beziehen Position und bewerten die beobachteten oder antizipierten Folgen des gesellschaftlichen Strukturwandels als negativ oder mindestens als ambivalent, was auf einen weiteren Nachrichtenfaktor verweist: Moralisation. Die Spannweite reicht hier von allgemeiner Kritik bis hin zur dezidierten Vertretung moralischer Positionen. Für Letzteres steht etwa die kommunitaristische Zeitdiagnose von Amitai Etzioni (1997). Moralisation wird in Zeitdiagnosen jedoch nicht

mit Personalisierung verknüpft, dafür aber mit Dramatisierung: Es wird Handeln angemahnt. Die Leser werden somit auch noch in ihrer Rolle als Aktivisten adressiert.

Neben dem Nachrichtenwert tragen soziologische Zeitdiagnosen zudem einer spezifischen journalistischen Darstellungsform Rechnung: dem des Storytelling.<sup>9</sup> Zeitdiagnosen entwickeln ihre Argumentation entlang von Narrationen. In diesen Geschichten werden die soziologisch beobachteten Korrelationen sukzessive in griffige und damit wiederum Vereinfachungen hinnehmende Kausalzusammenhänge gestellt, um sie für ein Laienpublikum zugänglich und damit überhaupt erst interessant zu machen. Storytelling ist somit neben der Sprache zentraler Bestandteil der Übersetzungsarbeit. Manche Zeitdiagnosen erzählen auch mehrere Geschichten von konkreten Einzelschicksalen oder spezifischen Alltagssituationen und machen auf diese Weise die gegenwärtige Strukturdynamik aus ihren unterschiedlichen Ausprägungen heraus verstehbar. Die Zeitdiagnosen von Richard Sennett (1998) oder George Ritzer (1995) sind Beispiele für diese Variante des Storytelling. Diese journalistische Darstellungsform ruft jedoch nicht die innerfachliche Kritik auf den Plan. Im Gegenteil: Der aktuelle Diskurs über mechanismenbasierte Erklärungen dürfte die Akzeptanz des Storytelling sogar noch erhöhen, weil auch sie einer narrativen Logik des Ausbuchstabierens folgen (Greshoff 2015).

Die journalistische Orientierung zeitdiagnostischer Argumentation ersetzt jedoch nicht die Ausrichtung an den Grundregeln der *professional sociology*. Das zeigt sich mindestens an den expliziten oder impliziten gesellschaftstheoretischen Anbindungen, auf deren Basis die konstatierten Veränderungen plausibilisiert werden – wobei das häufige Implizitbleiben theoretischer Bezüge wiederum den öffentlichen Aufmerksamkeitskriterien geschuldet ist. Zeitdiagnosen wollen fachextern und fachintern wahrgenommen werden. Damit stehen sie im Schnittpunkt zweier Publika mit sehr unterschiedlichen Aufmerksamkeitskriterien.

Als Zeitdiagnostiker müssen Soziologen einerseits den Grundprämissen wissenschaftlicher Praxis gerecht werden, wollen sie unter Fachkollegen Gehör finden. Andererseits müssen sie sich zentrale Regeln journalistischer Praxis zu Eigen machen, damit ihre Zustandsbeschreibungen auch ein

---

<sup>9</sup> Diesen Hinweis verdanke ich Heinz Bude, der im Rahmen der AG »Medien« auf der »Public Sociology«-Konferenz in Jena die These vertrat, dass es weniger auf Nachrichtenwerte als vielmehr auf narrative Anschlussfähigkeit ankäme. Soziologische Erkenntnisse müssten als Geschichten erzählt werden, um öffentlich Aufmerksamkeit zu erzeugen.

Laienpublikum interessiert. Die Produktion dieser soziologischen Wissensform unterliegt somit einem Dualismus von zwei Logiken. Und in beiden Hinsichten muss mindestens ein Minimalstandard aufrechterhalten werden. Zeitdiagnosen bewegen sich damit in einem Spannungsfeld zwischen zwei Polen. Am einen Ende des Spektrums gilt, plakativ formuliert: Nachrichtenfaktoren so viel wie nötig und soziologische Theorien, Methoden und Methodologien so wenig wie möglich. Am anderen heißt es umgekehrt: Theorien, Methoden und Methodologien so viel wie nötig und Nachrichtenfaktoren so wenig wie möglich.

## Fazit

Als Soziologe Zeitdiagnose zu betreiben, so das knappe Fazit, läuft somit immer auf eine Gratwanderung hinaus (Heitmeyer 2003: 10). Die Anforderungen zwei so sehr unterschiedlicher Adressaten – der Fachkollegenschaft auf der einen und des soziologischen Laienpublikums auf der anderen Seite – müssen ausbalanciert werden. Will man im Fach und in der Gesellschaft Gehör finden, darf keine Seite ein zu großes Übergewicht bekommen. Insbesondere diejenigen, für die Zeitdiagnostik Teil ihrer soziologischen Identität ist, können leicht in Gefahr geraten, den Nachrichtenwert ihrer Argumente zu sehr in den Vordergrund zu rücken, damit die fachexterne Aufmerksamkeit in jedem Fall garantiert ist. Damit setzen sie letztlich ihre Reputation aufs Spiel und riskieren nicht nur ihr Ansehen im Fach, sondern als Folge davon auch ihre Glaubwürdigkeit nach außen. Da die Soziologie im Hinblick darauf, gesellschaftlich – mit Luhmann gesprochen – Anschlusskommunikation zu erzeugen, nicht darum herum kommt, auch Zeitdiagnostik zu betreiben, täten die überzeugten Zeitdiagnostiker somit gut daran, sich im Austarieren beider Handlungslogiken zu üben. Umgekehrt sollten die Kritiker aus dem Lager der *professional sociology* akzeptieren, dass soziologische Zeitdiagnostik im Sinne einer *public sociology* und damit gesellschaftliche Sichtbarkeit nur um den Preis dieses Dualismus von wissenschaftlicher und journalistischer Handlungslogik zu haben ist.

## Literatur

- Beck, U. 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berger, P. L. 1984: Einladung zur Soziologie. München: dtv [engl. Original 1963].
- Blöbaum, B. 1994: Journalismus als soziales System. Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbständigung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bourdieu, P. 1999: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt am Main: Suhrkamp [franz. Original 1992].
- Bourdieu, P. et al. 1997: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: UVK [franz. Original 1993].
- Bröckling, U. 2007: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bude, H. 2005: Auf der Suche nach einer öffentlichen Soziologie. Soziale Welt, 56. Jg., Heft 4, 375–380.
- Burawoy, M. 2005: For Public Sociology. Soziale Welt, 56. Jg., Heft 4, 347–374.
- Dahrendorf, R. 1992: Der moderne soziale Konflikt. Essay zur Politik der Freiheit. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Etzioni, A. 1997: Die Verantwortungsgesellschaft. Individualismus und Moral in der heutigen Demokratie. Frankfurt am Main, New York: Campus [engl. Original 1996].
- Friedrichs, J., Lepsius, M. R., Mayer, K. U. 1998: Diagnose und Prognose in der Soziologie. In J. Friedrichs, M. R. Lepsius, K. U. Mayer (Hg.), Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, 9–31.
- Greshoff, R. 2015: Worum geht es in der Mechanismendiskussion in den Sozialwissenschaften und welcher Konzepte bedarf es, um sozialmechanismische Erklärungen zu realisieren? In M. Endreß, K. Lichtblau, S. Moebius (Hg.), Zyklus 1. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie. Wiesbaden: Springer VS, 47–91.
- Gross, P. 1994: Die Multioptionengesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heitmeyer, W. 2003: Deutsche Zustände. Die erste Fortsetzung. In W. Heitmeyer (Hg.), Deutsche Zustände. Folge 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 9–10.
- Hitzler, R. 2012: Wie viel Popularisierung verträgt die Soziologie? Soziologie, 41. Jg., Heft 4, 393–397.
- Kieserling, A. 2004: Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Klapp, O. E. 1978: Opening and Closing. Strategies of Information Adaption in Society. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Luhmann, N. 1999 [1964]: Funktionen und Folgen formaler Organisationen. Berlin: Duncker & Humblot.
- Luhmann, N. 1986: Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Luhmann, N. 1996: Die Realität der Massenmedien. 2., erweiterte Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Müller, H.-P. 1997: Sinn deuten. Über soziologische Zeitdiagnostik. Merkur, 51. Jg., Heft 4, 352–357.
- Münch, R. 1995: Dynamik der Kommunikationsgesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Osrecki, F. 2011: Die Diagnosegesellschaft. Zeitdiagnostik zwischen Soziologie und medialer Popularität. Bielefeld: transcript.
- Paris, R. 2010: Neid. Von der Macht eines versteckten Gefühls. Waltrop, Leipzig: Manuscriptum.
- Peters, B. 2007 [1997]: Über öffentliche Deliberation und öffentliche Kultur. In B. Peters, Der Sinn von Öffentlichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 103–183.
- Ritzer, G. 1995: Die McDonaldisierung der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Fischer [engl. Original 1993].
- Rosa, H. 2005: Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schimank, U. 2000: Soziologische Gegenwartsdiagnosen – Zur Einführung. In U. Schimank, U. Volkmann (Hg.), Soziologische Gegenwartsdiagnosen I: Eine Bestandsaufnahme. Opladen: Leske + Budrich, 9–22.
- Schimank, U. 2013: Gesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Schroer, M. 2014: Soziologie der Aufmerksamkeit. Grundlegende Überlegungen zu einem Theorieprogramm. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 66. Jg., Heft 2, 193–218.
- Schulz, W. 1976: Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Analyse der aktuellen Berichterstattung. Freiburg, München: Alber.
- Schulze, G. 1999: Kulissen des Glücks. Streifzüge durch die Eventkultur. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Sennett, R. 1998: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag [engl. Original 1998].
- Vobruba, G. 2013: Soziologie und Kritik. Moderne Sozialwissenschaft und Kritik der Gesellschaft. Soziologie, 42. Jg., Heft 2, 147–168.
- Volkmann, U. 2002: Ursache, Opfer oder Chance: Kultur, Teilsysteme, Organisationen, Individuen und Natur in der gegenwartsdiagnostischen Argumentation. In U. Volkmann, U. Schimank (Hg.), Soziologische Gegenwartsdiagnosen II: Vergleichende Sekundäranalysen. Opladen: Leske + Budrich, 343–366.

# LEGIDA gezählt

*Stephanie Pravemann, Stephan Poppe*

## Einleitung

Vor 25 Jahren kamen auf dem Leipziger Augustusplatz 70.000 Menschen zusammen und ebneten den Weg für die Friedliche Revolution und den Zusammenbruch der DDR. Diese Zahl stellt zwar nach wie vor eine etablierte Tatsache dar, erwies sich aber bereits kurze Zeit nach dem Ereignis als falsch (Opp et al. 1993: 47). Vielmehr zeigte sich, dass es sich bei der Schätzung der 70.000 um einen Fall willkürlicher Datenkonstruktion handelte und die tatsächliche Zahl zwischen 124.500 bis 166.000 gelegen haben muss (Opp 2012). Begibt man sich gegenwärtig auf die Suche nach Informationen über die Ereignisse am 9. Oktober 1989 in Leipzig, zum Beispiel indem man das Internet bemüht, zeigt sich deutlich, dass diese falsche Zahl nachträglich nicht zu revidieren war. Sie hatte bereits Weg in die Geschichte gefunden.

Opp weist in aller Deutlichkeit darauf hin, welche Lehren Sozialwissenschaftler daraus ziehen müssen. Wir fassen sie im Folgenden in zwei zentralen Punkten zusammen. Diese gelten nicht ausschließlich, aber in besonderer Weise für die Erhebung von Teilnehmerzahlen sozialer Protestbewegungen:

1. Überprüfe die Richtigkeit von Zahlen und deren Erhebung.

Dieser Satz ist prinzipiell für alle Arten von Daten gültig. Untersucht man soziale Protestbewegungen und erhebt Teilnehmerzahlen einer Demonstration, hat dieser Anspruch einen besonderen Stellenwert, da den Zahlen immer auch eine politische Bedeutung zukommt.

2. Von offiziellen Angaben abweichende Zahlen müssen allen Interessierten zeitnah mitgeteilt werden.

Stellt man während des Forschungsprozesses fest, dass die eigenen Ergebnisse von offiziellen Zahlen abweichen, sollte dies nicht nur innerhalb von Fachkreisen diskutiert werden. Vielmehr ist es notwendig, an eine breite Öffentlichkeit zu treten, um die offiziellen Zahlen in Frage zu stellen. Dabei sollte man diverse Kommunikationskanäle, wie zum Beispiel Pressemitteilungen, soziale Netzwerke und Blogs nutzen, aber auch persönlich Kontakt mit relevanten Organisationen aufnehmen.

Es mag nun ein Kuriosum der Geschichte sein, dass es uns möglich war, am selben Ort, an dem bereits die Montagsdemonstrationen im Herbst 1989 stattfanden, die Teilnehmerzahl einer Demonstration zu erheben, um erneut eine erhebliche Diskrepanz zu den offiziellen Zahlen festzustellen:

Am 21. Januar 2015 kamen laut den offiziellen Angaben der Polizei ca. 15.000 Personen auf dem Augustusplatz in Leipzig zusammen, um an der zweiten Demonstration des Protestbündnisses Legida (Leipzig gegen die Islamisierung des Abendlandes) teilzunehmen. Mit Hilfe eines studentischen Teams<sup>1</sup> und anhand verschiedener Methoden, konnten wir zuverlässig feststellen, dass die Teilnehmerzahl maximal 5.000 betrug. Schon zwei Tage später traten wir mit unseren Ergebnissen in einer Pressemitteilung an die Öffentlichkeit und bestätigten den Verdacht vieler unmittelbarer Beobachter und Journalisten, dass es sich bei der veröffentlichten Zahl von 15.000 um eine viel zu hohe und sehr unsichere Schätzung handelte.<sup>2</sup>

Wir werden nun im Folgenden ausführlich darlegen, wie unsere Ergebnisse zustande kamen und welche glücklichen Umstände dazu führten, dass wir uns auf drei voneinander unabhängige Messungen berufen können. Die Auswertung der erhobenen Daten aller drei Messungen ermöglicht uns die sehr sichere Schätzung von 4.000 bis 5.000 Demonstrationsteilnehmern.

---

1 Wir danken dem Fachschaftrats Soziologie, insbesondere Clara Dilger, Nico van Capelle, Lasse Emcken, Felix Ries und den weiteren studentischen Helfern Marcel Sarközi, Konstantin Hoffie, Richard Nennstiel, Doreen Kunze sowie den Mitarbeitern des Instituts für Soziologie Johannes Zschache, Bastian Baumeister und Florian Kley für die Unterstützung und Einsatzbereitschaft während der Erhebung und späteren Auswertung.

2 In einem ähnlich gelagerten Fall ermittelte ein Forscherteam (Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Verein für Protest- und Bewegungsforschung, TU Chemnitz) um den Protestforscher Dieter Rucht für die zwölfte Veranstaltung der Pegida (Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes) am 12. Januar 2015 in Dresden etwa 17.000 Teilnehmer, während die Polizei die deutlich höhere Zahl von 25.000 meldete.

## Die Foto-Methode

Die zweite Demonstration der Legida-Bewegung sollte mit einer Auftaktkundgebung auf dem Augustusplatz beginnen. Diese nutzten wir, um hoch auflösende Fotografien der versammelten Menschenmenge aufzunehmen. Hierbei war es notwendig, dass diese Aufnahmen von einem möglichst hoch gelegenen Standort aus entstehen. Glücklicherweise befindet sich der Hauptcampus der Universität Leipzig in unmittelbarer Nähe des Augustusplatzes, sodass wir während der gesamten Kundgebung 137 Fotos von oben aufnehmen konnten.



*LEGIDA-Demonstration auf dem Leipziger Augustusplatz am 21. Januar 2015*

Für die Auswertung entschieden wir uns für ein Foto, das während des Höhepunkts der Auftaktkundgebung aufgenommen wurde und die im Verlauf der Kundgebung größte Menschenmenge zeigt (siehe Abbildung). Über dieses Foto legten wir ein perspektivisch angepasstes Raster aus Quadraten. Die Demonstrationsteilnehmer bedeckten in etwa 1.575 Quadrate des Rasters. Durch das systematische Auszählen von insgesamt 191 Quadraten ermittelten wir, dass jedes Quadrat durchschnittlich 2,58 Personen enthält. Anhand der bedeckten Fläche und der ermittelten Dichte an Personen pro Quadrat ergibt sich eine Schätzung von 4.065 Personen.

Um diese Methode zusätzlich abzusichern, nutzten wir die Tatsache, dass sich auf dem Augustusplatz an verschiedenen Stellen quadratische Bodenplatten (59 x 59 cm) befinden. Von diesen Referenzflächen ausgehend konnten wir die Personendichte bestimmen und angeben, wie viele Personen in etwa auf einem Quadratmeter stehen.<sup>3</sup>

Zur Überprüfung der Dichte begaben sich zwei Teammitglieder auf die Kundgebung. Diese beobachtenden Teilnehmer stellten fest, dass die Menschen auf dem Platz vor der Oper sehr locker standen und man selbst vor der Kundgebungsbühne problemlos durch die Menschenmenge hindurchlaufen konnte. Stichprobenartig wurden auf der Kundgebung Segmente von 3 x 3 Bodenplatten (entspricht circa 3,17 m<sup>2</sup>) des Augustusplatzes ausgewählt und die darauf befindlichen Personen gezählt. Im zentralen Bereich vor der Bühne der Kundgebung befanden sich 1 bis 1,5 Personen auf einem Quadratmeter, während an den Rändern der Menschenmenge zwischen 0,5 und 1 Person je Quadratmeter stand. Unter der Annahme, dass die Menschenmenge in etwa eine Fläche von 4.000 Quadratmeter bedeckte, kann die Teilnehmerzahl sehr grob auf 2.000 bis 6.000 Personen geschätzt werden. Diese Schätzung stützt das Ergebnis der oben dargestellten Foto-Methode.<sup>4</sup>

## Die Klicker-Methode

Im Anschluss an die Auftaktkundgebung fand ein Protestmarsch in Form eines sogenannten »Spaziergangs« statt. Die Teilnehmerzahl eines solchen Demonstrationzugs kann recht schnell und einfach, wenngleich auch sehr unpräzise, mittels Reihenzählung geschätzt werden. Dazu benötigten wir lediglich gut funktionierende Handzähler (vulgo Klicker) und Notizblöcke.

Da die Route des Zuges vorher bekannt war, begab sich ein Team im Vorfeld der Kundgebung auf die Suche nach einem geeigneten Ort für die Erhebung. Der Demonstrationzug sollte möglichst gerade am Zählteam vorbei und vorzugsweise durch eine enge Straße ziehen, um das Ermitteln

---

3 Anhand diverser Erfahrungswerte kann davon ausgegangen werden, dass bei dicht stehenden Menschenmengen in etwa 3 bis 4 Personen auf einem Quadratmeter stehen, während es sich bei locker stehenden Mengen um lediglich 1 bis 2 Personen je Quadratmeter handelt.

4 Geht man weiter davon aus, dass die zentrale und dichter stehende Menge in etwa 2.000 Quadratmeter und die lockere Randmenge ebenfalls ca. 2.000 Quadratmeter bedeckte, lässt sich die Schätzung sogar auf 3.000 bis 5.000 Teilnehmer präzisieren.

der Reihen und Reihenstärken zu erleichtern. Das Team wählte als Standort ein Gebäude in der Goethestraße in unmittelbarer Nähe des Augustusplatzes mit guter Sicht auf die Demonstration, so dass es möglich war, den Zug bereits zu Beginn zu zählen.

Zwei Teammitglieder zählten mittels eines Klickers unabhängig voneinander die Reihen des Protestmarsches, indem sie jede Person zählten bzw. klickten, die direkt an ihnen vorbei lief. Die Zählung des einen Teammitglieds ergab eine Reihenanzahl von 460. Die zweite Zählung ergab nur 244 Reihen. Diesen Wert mussten wir als zu unzuverlässig verwerfen, da das Teammitglied immer wieder stark von Taschenlampen und Laserpointern geblendet wurde. Zwei weitere Teammitglieder zählten simultan jede 5. bis 7. Reihe des Demonstrationzuges vollständig durch. Die gemessene Reihenstärke variierte pro Reihe zwischen 5 und 18 Personen. Anhand aller Ergebnisse der Teammitglieder wurde eine durchschnittliche Reihenstärke von 10,29 bzw. 10,83 Personen ermittelt. Multipliziert man diese Durchschnittswerte mit der erhobenen Anzahl von 460 Reihen, erhält man eine Schätzung von *4.732 bis 4.982* Personen.

Ausgehend von dieser Hochrechnung und unter Berücksichtigung möglicher Fehlerquellen der Methode formulierten wir unsere erste Schätzung der Teilnehmerzahl mit 4.000–6.000 Personen. Die studentischen Teammitglieder kommunizierten diese Zahlen sofort in den einschlägigen sozialen Netzwerken.

## Die Video-Methode

Da wir im Vorfeld nicht einschätzen konnten, ob die Foto- und Klicker-Methode reibungslos funktionieren würden, haben wir uns dafür entschieden, ein Video des Demonstrationzuges aufzunehmen, um anschließend zur Kontrolle alle Personen zu zählen.<sup>5</sup> Dadurch konnten wir beide Schätzungen validieren. Wir installierten eine Kamera in Höhe des Ringcafés mit gutem Blick auf den Demonstrationzug, der an dieser Stelle ungefähr die Hälfte der geplanten Route zurückgelegt hatte.

---

<sup>5</sup> Wir haben uns im Vorfeld der Veröffentlichung unserer Zahlen juristisch bestätigen lassen, dass die Auswertung von Videoaufnahmen einer solchen Demonstrationsveranstaltung keine Persönlichkeitsrechte verletzt, solange einzelne Teilnehmer nicht isoliert dargestellt werden (siehe insbesondere §23 KunstUrhG).

Die Auswertung des Videos nahm mit Abstand die längste Zeit in Anspruch. Nachdem wir Schärfe und Kontrast bearbeitet hatten, spielten wir die Aufnahmen in Slow Motion ab und stoppten den Film immer in jenem Moment, in dem eine Reihe bzw. Gruppe von Personen einen von uns zuvor festgelegten Orientierungspunkt überschritt. Mit dieser Vorgehensweise zählten wir jede Person, die an diesem Demonstrationzug teilnahm. Nach etwas mehr als zwei Stunden hatten wir das Ergebnis der Zählung: An dem Demonstrationzug nahmen 3.826 Personen teil.

### Aggregierte Schätzung

Basierend auf den drei unabhängigen Schätzungen von 4.065 (Foto), 4.732 bis 4.982 (Klicker) und 3.826 (Video), lässt sich mit Sicherheit sagen, dass zwischen 4.000 und 5.000 Personen an der Legida-Demonstration teilnahmen. An dieser Stelle ist es wichtig zu erwähnen, warum wir uns für die Angabe dieses Intervalls entschieden haben. Es ist zwar möglich, eine konkrete Zahl zu berechnen. Eine solche Punktschätzung würde aber aufgrund verschiedener Fehlerquellen eine falsche Genauigkeit suggerieren:

- Die Foto-Methode selbst scheint hinsichtlich einer Über- oder Unterschätzung nicht zu verzerren, da wir verschiedene Quadrate mit variierenden Personendichten auswerteten. Allerdings wurden nicht alle Quadrate ausgezählt, sodass hier zusätzlich zum Fehler der Auswertung ein gewisser Stichprobenfehler berücksichtigt werden muss.
- Die Klicker-Methode überschätzt womöglich die Zahl der Teilnehmer, da eher stärkere als dünnere Reihen ausgezählt wurden. Es könnte sich hierbei um eine Art subjektiver Aufmerksamkeitsverzerrung handeln. Die Teammitglieder, die für die Zählung der Reihen zuständig waren, zählten unter anderem auch kleine vereinzelte Gruppen von nur 2 bis 3 Personen als Reihe.
- Die Video-Methode wiederum unterschätzt die wahre Zahl, da bei der Auswertung einige Personen durch andere Personen, Transparente oder Fahnen verdeckt und kaum oder gar nicht zu erkennen waren. Außerdem gehen wir davon aus, dass manche Teilnehmer, die sich zur Kundgebung auf dem Augustusplatz befanden, nicht am anschließenden Protestmarsch teilnahmen.

Demzufolge ist zwar keine der verwendeten Methoden ausreichend zuverlässig, um eine genaue Punktschätzung angeben zu können. Kombiniert liefern sie jedoch eine sichere Intervallschätzung von 4.000 bis 5.000. Die einzelnen Schätzungen und deren Fehler deuten eine Tendenz gegen 4.000 Teilnehmer an. Dabei muss jedoch beachtet werden, dass jede der drei Messungen an einem anderen Ort und zu einer anderen Uhrzeit erfolgte und ein gewisser Ab- und Zufluss nach Beginn der Auftaktkundgebung und während des Demonstrationszuges zu berücksichtigen ist.<sup>6</sup> Verschiedene Beobachter und Journalisten berichteten uns aber, dass die Variation in der Teilnehmerzahl nicht allzu groß gewesen ist.

## Andere Schätzungen und unsere Reaktion

Am späteren Abend des Demonstrationstages wurden die ersten öffentlichen Zahlen bekannt gegeben. Ein Tweet der Stadt Leipzig um 21:24 Uhr enthielt folgenden Inhalt: »Mehr als 20.000 haben für Toleranz demonstriert. Bei Legida 15.000, darunter viele Zugereiste.« Dieser Tweet wurde sogleich von Onlineangeboten verschiedener Massenmedien übernommen. Als wir gegen 22:45 Uhr darauf aufmerksam wurden, beschlossen wir, das von uns zu dieser Zeit bereits ermittelte Ergebnis der Klickerzählung von 4.000 bis 6.000 über die offizielle Facebook-Seite des Fachschaftsrats Soziologie an der Universität Leipzig umgehend zu veröffentlichen. Diese Mitteilung erzeugte in den sozialen Netzwerken große Resonanz, da vermutlich viele Beobachter der Demonstration bereits an der veröffentlichten Teilnehmerzahl zweifelten. Zu diesem Zeitpunkt konnte vermutlich ein Großteil der Personen, die das Geschehen verfolgten, nicht nachvollziehen, woher konkret die offizielle Zahl stammte und wie sie erhoben wurde. Gegen 22:58 Uhr versuchte die Stadt mit einem anschließenden Tweet etwas Klarheit zu schaffen: »Wegen der vielen Nachfragen: Die Zahlen hat die Polizei ermittelt auf Grundlage von Hubschrauberbildern.« Eben diese

---

<sup>6</sup> Streng genommen müsste man die Teilnehmerzahlen einer Demonstration in Form einer Zeitreihe erheben, wobei zu jedem Zeitpunkt die anwesenden Personen identifiziert werden. Erst dann lässt sich abschließend feststellen, wie viele Personen über den zeitlichen Verlauf der Demonstration insgesamt anwesend waren. Diese Form der Messung ist aber nur mit sehr hohem technischen Aufwand umsetzbar und birgt die Gefahr, dass Persönlichkeitsrechte der Demonstranten verletzt werden.

Zahl ist auch der polizeilichen Pressemitteilung zu entnehmen:<sup>7</sup> »Insgesamt schlossen sich ca. 15.000 Menschen dem LEGIDA-Aufzug an.«

Da die offizielle Zahl nicht revidiert, sondern weiterhin bestätigt wurde, wollten wir das von uns in Reaktion auf diese Meldungen veröffentlichte Ergebnis absichern und werteten am folgenden Tag sowohl die Fotografie als auch die Videoaufnahme anhand der beschriebenen Vorgehensweise aus. Die Studierenden des Teams konnten infolgedessen einen kleinen, aber detaillierten Bericht über unsere verfeinerte Schätzung von 4.000 bis 5.000 auf der Homepage des Fachschaftsrates Soziologie veröffentlichen. Während wir darüber hinaus die Pressemitteilung vorbereiteten, die wir am Morgen des 23. Januar herausgaben, wurde dieser Bericht in kürzester Zeit über die sozialen Netzwerke in einem größeren Umfang aufgerufen und geteilt. Ebenfalls an diesem Tag gaben wir einem Internetradio ein erstes längeres Interview, welches das öffentliche Interesse an unseren Schätzungen weiter förderte.

Als Reaktion auf die Veröffentlichung der Pressemitteilung kontaktierten uns diverse Medienvertreter aus den Bereichen Radio, Print und Fernsehen. In zahlreichen Interviews und Hintergrundgesprächen legten wir die von uns verwendeten Methoden dar und erklärten, wie die Schätzung von 4.000 bis 5.000 entstanden ist. Die schnelle mediale Verbreitung unserer Resultate führte dazu, dass die Zweifel an den 15.000 Teilnehmern weiter zunahmen.

Am selben Tag nahmen wir Kontakt mit der Polizei und der Versammlungsbehörde der Stadt Leipzig auf um zu erfahren, wie die Schätzung über 15.000 Demonstrationsteilnehmer zustande gekommen war. Diesen Gesprächen sowie einigen Äußerungen seitens der Polizei gegenüber Journalisten konnten wir entnehmen, dass nicht nur Luftaufnahmen ausgewertet wurden, sondern auch Beamte dafür zuständig waren, die Anzahl der Reihen zu zählen. Als wir die Fragen konkretisierten, war weder die Polizei noch die Stadt Leipzig bereit, uns nähere Informationen über die genaue Vorgehensweise oder Verwendung alternativer Zählmethoden zur Verfügung zu stellen. Allerdings liegt die Vermutung nahe, dass die von unserer stark abweichende Zahl der Polizei unter anderem methodischen Problemen wie beispielsweise einer falschen Einschätzung von Reihenstärken und Personendichten geschuldet war.

---

<sup>7</sup> Die Veröffentlichung der Pressemitteilung erfolgte der Polizei erfolgte am 21. Januar 2015 um 23:59 Uhr.

## Fazit

Die Teilnehmerzahl einer Demonstration ist immer ein Politikum, da sie als Indikator des Protestpotentials interpretiert wird. Darüber hinaus besitzen solche Zahlen, insbesondere bei regelmäßig wiederholten Demonstrationen, einen hohen wissenschaftlichen Wert für die empirische Sozialforschung, weil sie es zum Beispiel ermöglichen, soziale Ansteckungsprozesse zu modellieren und zu schätzen.

Es bleibt zu hoffen, dass aufgrund des gelungenen Nachweises der stark verzerrten offiziellen Schätzung künftig, vor allem bei öffentlich kommunizierten Zahlen, sowohl die gewählten Methoden sorgfältiger angewendet als auch die Vorgehensweisen besser dokumentiert und die Daten offengelegt werden. Insbesondere die sich daraus ergebende Möglichkeit zur Replikation würde Sozialwissenschaftlern ermöglichen, die Richtigkeit der Zahlen und deren Erhebung selbst zu überprüfen.

Besteht diese Möglichkeit nicht, empfehlen sich eigenständige Reproduktionen der Zahlen zum Beispiel durch eine der oben beschriebenen Methoden. Diese Methoden erfordern keinen hohen Sachaufwand und lassen sich durchaus im Rahmen eines studentischen Forschungsprojektes umsetzen. Die Studierenden unseres Teams beteiligten sich mit großer Begeisterung und schätzten die Möglichkeit, im Feld Daten zu erheben und empirisch zu forschen.

## Literatur

- Opp, K.-D. 2012: Die Produktion historischer »Tatsachen«. *Soziologie*, 41.Jg., Heft 2, 143–157.
- Opp, K.-D., Voß, P., Gern, Ch. 1993: *Die volkseigene Revolution*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rucht, D. 2015: Wie viele haben demonstriert. <http://protestinstitut.eu/2015/01/23/wie-viele-haben-demonstriert/>, abgerufen am 20. Februar 2015.

# Zur Etablierung prozesstheoretischen Denkens

Norbert Elias und die figurationssoziologische  
Scientific Community in Europa<sup>1</sup>

*Stefanie Ernst*

Elias »ist in der Weise ein Klassiker, als er jeder neuen Generation, einen Anlass gibt, über bestimmte grundlegende Fragen des Faches neu nachzudenken.« (Hermann Korte)

## Einleitung

Dieses Interviewzitat verweist nicht nur auf das Thema Generation schlechthin, sondern auf die seit einiger Zeit wieder in den Fokus geratene Thematik der Wissenschaftler-Generationen und Intellektuellen-Soziologie (vgl. Moebius 2010; Bude 2002; Jung 2012; Welz 2012). Eine spezifische, bislang vernachlässigte Generation von Nachkriegssoziologinnen und -soziologen, wird im Folgenden in ihrem Bedingungsgefüge einer besonderen raum-zeitlichen, wissenschaftlichen und sozialen Konstellation von akademischen Freundschaften, Wettbewerb und Rivalitäten betrachtet, weil dies Wirkungen auf die Rezeptionsgeschichte und die Etablierung der Prozess-theorie hatte:

---

<sup>1</sup> Mein Dank gilt zunächst ganz besonders den Befragten Artur Bogner, Eric Dunning, Maria und Johan Goudsblom, Richard Kilminster, Hermann Korte, Stephen Mennell, Helga Nowotny, Karl-Siegbert Rehberg, Abram de Swaan und Cas Wouters, die mir bereitwillig unvergleichlich interessante und vertrauliche Einblicke geboten haben. Elke Korte danke ich sehr für ihre fachliche Unterstützung und Marion Keller für ihre konstruktiven Nachfragen und Klärungen zur Frankfurter Zeit. Finanziell unterstützt hat diese Interviewstudie die Elias-Stiftung Amsterdam und das Fachgebiet Soziologie des FB Sozialökonomie der Universität Hamburg.

»Der Erfolg und die Wirksamkeit der Soziologie in einer bestimmten Epoche, ihre Themen und Theorien, ihre Moden und Methoden, sind maßgeblich geprägt von der jeweils sie tragenden Generation und deren Verhältnis zu ihren Vorläufer- und Nachfolger-Generationen.« (Wolf, Burkart 2002: 421)

Die hier betrachteten Vertreter werden von dem Begründer der Prozess-  
theorie, Norbert Elias (1897–1990) maßgeblich in der Nachkriegszeit ge-  
prägt, während Elias selbst das Kaiserreich, den Aufstieg und Verfall der  
Weimarer Republik und den mühseligen Neuanfang aus einer spezifischen  
Position heraus erlebte. Die gerade erst auf den Weg gebrachte deutsche  
Soziologie war unmittelbar diesen extremen politischen Richtungswechseln  
ausgesetzt. Durch den Naziterror und schließlich den Zweiten Weltkrieg  
erfolgte eine massive Zäsur im deutschen Wissenschaftssystem, die nicht  
nur bis heute ihre Spuren in der Wirksamkeit und Anschlussfähigkeit so-  
ziologischer »Denkschulen« hinterlassen hat. Für die Soziologie der ausge-  
henden Weimarer Zeit bedeutete dies besonders, dass jüdische Soziologin-  
nen und Soziologen, wie Horkheimer und Adorno, Mannheim und Elias,  
Freudenthal und Freund ins Exil getrieben und ihre akademischen Lauf-  
bahnen jäh unterbrochen oder gar abgebrochen wurden. Elias' Figurations-  
soziologie, sein prozesstheoretisches Denken, wurde aufgrund eines spezi-  
fischen, im Folgenden skizzierten Bedingungsgefüges einer Soziologie in  
und aus dem Exil in der frühen Bundesrepublik erst verspätet von der  
1968er-Generation breiter rezipiert. Dabei ist erstaunlich nachzuvollziehen,  
wie sich die allmähliche Rezeption der Prozesstheorie von Norbert Elias  
über ihre »jahrzehntelangen Resonanzlosigkeit« (Schröter 1997: 201) bis  
hin zu überfüllten Hörsälen und zur Anerkennung der »Überzeugungskraft  
(s)eines Denkens« (ebd.: 7) vollzogen hat.

Während etwa über den jungen Elias im Kreis der Heidelberger Sozio-  
logen der Zwischenkriegszeit, seine Zeit im Exil, in England und in den  
Niederlanden (vgl. Blomert 1999; Hackschmidt 1997, Korte 2013; Good-  
win, Hughes 2011; Goudsblom 1990, 2011) bereits einige Arbeiten vorge-  
legt wurden, fokussiert die hier erstmals skizzierte Entwicklung die sukzes-  
sive Etablierung des prozesstheoretischen Denkens in Westdeutschland  
und Europa aus der narrativen Perspektive wechselseitiger Verflechtungen  
der inzwischen pensionierten Weggefährten von Elias. Dieser Etablie-  
rungsprozess erfolgte über England, den Ort seiner Emigration, und die  
Niederlande, wo Elias bis zu seinem Tod 1990 seit den frühen achtziger  
Jahren lebte. In seiner Beschäftigung mit dem Wandel von Machtbeziehun-  
gen, sozialer Ungleichheit und Zivilisationsprozessen formulierte Elias die

These, dass es dreier Generationen bedarf, um wirksame Veränderungen gesellschaftlicher Prozesse und Denkweisen zu erkennen. Bezogen auf sein prozesstheoretisches Denken ging Elias davon aus, dass dies ebenfalls drei Generationen benötigte.

Die im Folgenden versammelten Einblicke in das Werden einer Figuration von Prozess-SoziologInnen erfolgen hier nicht nur als Untersuchung des Etablierungsprozess eines soziologischen Ansatzes vom Außenseitertum zur anerkannten Klassikerpflege. Vielmehr ordnet sich die Studie, für die zehn ausgewählte Prozesstheoretiker der zweiten Generation befragt wurden, auch in den auf dem Kongress der DGS 2010 vernehmbaren Vorstoß ein, die »Soziologie als Schlüsselwissenschaft der (jungen) Bundesrepublik« (Rehberg 2010) zu erschließen. Ein unverzichtbarer Beitrag ist dabei auch der von Norbert Elias, der aus einer spezifischen Exilposition als deutsch-jüdischer Intellektueller sprach. Die Einblicke in dieses besondere Geflecht helfen im Besonderen bei der Beantwortung der Frage, auf was für eine Persönlichkeitskonstellation diese Schulen begründende Denkweise aufbaut. Zum anderen wird nachvollziehbar, inwiefern der Blick über langfristige Wandlungen der Gesellschaft in der Nachkriegssoziologie lange Zeit vernachlässigt wurde und sich allmählich, nicht zuletzt aufgrund der Kräfteverhältnisse eines entwickelten internationalen Forschungsnetzwerkes, durchsetzte. Diese Kräfteverhältnisse stellten sich Elias im Zuge seines lebensgeschichtlich prägenden und vielfachen Neubeginns je spezifisch in besonderen Konstellationen akademischer Freundschaften und Rivalitäten: im quasi permanenten Schwebestand auf der Flucht über die Schweiz nach Paris, wo er sich im Exilierten- und Literatenmilieu bewegte, um sich dann erneut nach der Emigration nach England, in Leicester mühsam seine Reputation bis hin zum weithin anerkannten Soziologen zu erarbeiten.

Vor diesem Hintergrund wird in diesem Artikel das internationale/europäische Geflecht einer spezifischen Scientific Community rekonstruiert, das für den wissenschaftlichen Etablierungsprozess von Norbert Elias eine maßgebliche Rolle spielte. Der hier berücksichtigte Zeitraum erstreckt sich von der Zeit der Flucht in 1933 über die 1950er Jahre im englischen Exil bis hin zu den 1970er Jahren und der verspäteten Elias-Rezeption in Deutschland. Seit den 1980er Jahren lässt sich eine Institutionalisierung prozesstheoretischer Forschung erkennen, die unter anderem mit der Gründung der Elias-Stiftung in Amsterdam markiert wird. Die Analyse konzentriert sich auf die erste, die Gründergeneration mit ihrem Gründer Vater Elias und die zweite Generation von Figurationssoziologen, die in

der Zeitspanne zwischen 1932 und 1953 geboren wurde und gemäß der Stationen von Elias' Exil vorgestellt werden. Die Untersuchung basiert auf der Auswertung von leitfadengestützten deutsch- und englischsprachigen Interviews mit ausgewählten ersten Prozesstheoretikern, die als Kollegen, Freunde und Schüler in England, den Niederlanden und Deutschland zum engeren und weiteren Kreis der figurationssoziologischen Scientific Community und damit zur ersten Trägergruppe zählten. In Deutschland waren es vor allem Angehörige der 1968er-Generation, auf die Elias und sein prozesstheoretischer Ansatz große Anziehungskraft ausübte. Inwiefern Elias' Ansatz ihnen in dieser Zeit der soziologischen Richtungskämpfe Alternativen zu den einander bekämpfenden Hauptströmungen des Positivismus und Marxismus bot, soll ebenso ausgeführt werden.

Zunächst werden nach dem knappen Blick auf Werk und Biografie zentrale Begriffe wie Exil, Figuration und intellektuelle Freundschaft geklärt. Sodann werden die Zugänge der Prozesstheorie – auch in ihrer Anwendung auf sich selbst – skizziert, bevor die hier interessierende 68er-Generation als Generation in ihrer Zeit anhand ausgewählter Passagen portraitiert wird. Sichtbar wird ein ganz besonderes Geflecht von »In- und Outgroup«-Beziehungen, die sich um Elias als »Meister der Selbstinszenierung« aus einem angelegten »Meister-Schüler-Verhältnis« heraus in einer stetigen Ambivalenz von intellektueller Freundschaft, Kollegenschaft, Konkurrenz und Anerkennung in verschiedenen kulturellen Wissenschaftstraditionen entwickelten. Exemplarisch werden in den gewonnenen Portraits Prozesse des Kennenlernens, der Zusammenarbeit und der persönlichen Wirksamkeit für das Denken der (selbsternannten) Eliasianer betrachtet.

## 1. Werk und Biografie

Elias offenbart in einem Videomitschnitt über Martin Heidegger (Feyerabend, Gembardt 1985) seine spezielle anti-essentialistische Sicht auf ontologische und metaphysische Ewigkeitsvorstellungen. Auch in seinem programmatischen Text »Auf dem Weg zu einer Theorie der Wissenschaften« (Elias 2006a) wird sein paradigmatisches Denken in Prozessen und nicht in Zuständen klar, wenn er sagt:

»Gemäß dieser Wertehierarchie erscheint die Entdeckung von etwas Ewigem und Unwandelbarem hinter den beobachtbaren Veränderungen als das höchste Ziel der

Suche der Menschen nach Wissen. Ihre symbolische Repräsentation findet diese Wertehierarchie in klassifizierten und personifizierten Abstraktionen, die, im Pantheon der Philosophen als Götzen verehrt, allesamt Symbole der Ewigkeit sind und von denen viele miteinander zusammenhängende ewige Gesetze repräsentieren – Abstraktionen wie etwa Vernunft und Natur oder wie Wesenheiten und Existenz.« (Elias 2006: 406)

Zu diesen personifizierenden Abstraktionen zählt Elias etwa auch den Geniekult, den er an Mozart exemplifiziert (Elias 2005b) und der, im Nachhinein gesehen, auch so manchen Elias-Bewunderer auszeichnen mag, wie im Folgenden noch zu zeigen bleibt. Der 1897 in Breslau geborene Elias sträubt sich gerade gegen weltentrückte, essentialistische Auffassungen, denen er sich im Umfeld des deutschen Kaiserreichs, mit seiner idealistischen und historistischen Auffassung von Welt konfrontiert sah. Für ihn bewegte sich dieses Denken, das zudem über die Bildung von Idealtypen nicht hinauskam, fernab des alltäglichen Lebens der Menschen. Sein Leben war dagegen ein Leben voller Brüche: Er kehrte als Verwundeter des Ersten Weltkriegs in eine Welt zurück, die »nicht mehr (s)eine« war (Korte 2013: 81), legte sich mit seinem Doktorvater Hönigswald wegen Kant an, erlebte dann als Habilitand von Alfred Weber und Karl Mannheim in Heidelberg den Aufstieg und Fall der Weimarer Republik, wagte sich 1932 in Frankfurt sogar einmal inkognito in eine Propagandaveranstaltung des Judenhassers Adolf Hitler und entsorgte als einer der letzten Institutsmitarbeiter, noch bevor die Schergen der SA anrückten, belastendes Material der verfolgten Rot-Front-Studierendenschaft aus dem Frankfurter Institut für Sozialforschung (Korte 2013). Dann floh er ins französische und englische Exil, wo er sich verarmt in London zunächst mit einem kleinen Stipendium der Jewish Refugee-Foundation durchschlug. Mit seinem Frankfurter Kollegen Siegfried Fuchs begründete er die gruppenanalytische Bewegung, wurde in der Erwachsenenbildung tätig und forschte an der London School of Economics. Pfingsten 1940 wurde er plötzlich als »feindlicher Ausländer«, »potenzieller Spion« und »Mitglied der fünften Kolonne« (Korte 2013: 89) auf die Isle of Man deportiert und mit Nazideutschen gemeinsam interniert.

Angesichts dieses Schicksals sind daher die individuellen Bewältigungsstrategien und geistigen Überlebenseinheiten in diesem Exil auf Dauer relevant. In Leicester begann Elias dann endlich seinen Aufstieg, der ihn vom Lecturer bis hin zum Professor of Sociology in Ghana führte, das sich gerade aus der britischen Kolonialherrschaft befreit hatte. Im Zuge der zahlreichen Gastprofessuren in Deutschland (Münster 1965, Konstanz 1972,

Aachen 1976/77, Bochum und Frankfurt 1977), den Niederlanden (Amsterdam 1969, 1970, Den Haag 1971) und den USA (Bloomington 1979, 1982) erfuhr er dann 1977, 80-jährig, mit dem Theodor W. Adorno-Preis eine späte Genugtuung und Anerkennung, in dem Land, das ihn Jahrzehnte zuvor verfolgt hatte.

Obwohl sie nie eine Schule<sup>2</sup> sein sollte, weist die hier interessierende Generation von Prozess-Soziologen eine besondere Persönlichkeitskonstellation (vgl. Blomert 1999: 330) mitsamt der affektiven und hierarchischen Note eines Lehrer-Schüler-Verhältnisses sowie familienähnlichen Zusammenhängen auf (vgl. Stichweh 1999: 19, 23). Auch wenn man sicherlich nicht von eifersüchtiger Gralshüterei oder rituellen Geheimpraktiken sprechen kann, wie sie etwa den Kreis um den Literaten Stefan George (Raulff 2009) umgaben, gehören Rituale und Gedächtniskulturen, ein bestimmter Ethos und Stil, die Prozesstheorie weiterzuführen, ebenfalls dazu. Bei der Beantwortung der Frage nach dem figurationssoziologischen Geflecht der Prozesstheorie in und aus dem Exil geht es aber weder darum, Elias zum »Gegenstand einer Fallstudie in psychoanalytischer Theorieinterpretation« (Schröter 1997: 193) zu machen. Noch soll die Debatte zum »Idealisierungsdruck seiner hungrigen Jünger« (ebd.: 207) oder gar eine werkgetreue Elias-Exegese aufgenommen werden. Gleichwohl ist aber die Frage nach den Machtquellen und den affektiven Aspekten, nach den intellektuellen Verflechtungen, von denen Elias mit seinem Werk spätestens seit 1968 umgeben war, relevant. Von statischen und essentialistischen Gegebenheiten von Werk und Person ist dabei aber nicht auszugehen:

»Es wäre falsch, Elias als fertigen homo clausus zu sehen, vielmehr hat er auch in seinen persönlichen Ansichten und in seinen wissenschaftlichen Überlegungen eine Reihe von Entwicklungen durchlaufen, wenngleich man sicher sagen kann, dass

---

2 Stichweh (1999: 19, 23) führt zu wissenschaftlichen Schulen aus, dass ihnen zwar explizite Eintritts- und Mitgliedschaftsregeln fehlen, man aber nie aus ihnen austritt, sondern kontinuierlich seine Denkweise weiterentwickelt und womöglich an die nächste Generation weitergibt. Zudem zeichnet sie sich besonders durch eine affektive und hierarchische Note des Lehrer-Schüler-Verhältnisses mit familienähnlichem Mehrgenerationenzusammenhang aus. Daher trifft der Begriff *Scientific Community* oder der gegenwärtig populäre Begriff des Netzwerkes eher zu, um eine denkbare Hierarchie im eher statischen Schüler-Lehrer-Verhältnis des Schulbegriffes zu vermeiden. Vielmehr ist die Latenz und Reziprozität des Wissens relevant. Blomert hebt an Schulen besonders hervor, dass sie aus »entsprechenden Persönlichkeitskonstellationen« wie zum Beispiel in den 1920er Jahren in Heidelberg, entstehen (1999: 330). Historische Ereignisse beeinflussen Schulen ebenfalls: Mit der Vertreibung und Ermordung kritischer, jüdischer Intellektueller brach die Heidelberger Tradition zum Beispiel ab.

der basso continuo seiner Soziologie, die sich mit der Entwicklung von Figurationen und der Menschen, die diese Figurationen miteinander bilden, immer vorhanden war.« (Korte 2013: 58)

Zu einer dieser Stationen zählte die unbelastete und hungrige Nachkriegsgeneration, von der Elias regelrecht angetan war, wie diese umgekehrt auch von ihm fasziniert war. Sein Denken und zentrale Begriffe, werden zunächst knapp veranschaulicht.

## 2. Figurationen

Mit dem Begriff der Figuration hat Elias seiner eingangs erwähnten Essentialismuskritik die Infragestellung der antagonistischen Tradition von Individuum versus Gesellschaft hinzugefügt. Er entwickelte dagegen vergleichsweise früh ein Modell der wechselseitigen, das heißt interdependenten Angewiesenheit der Menschen. Wichtig war ihm dabei, sich sowohl von der metaphysischen Idee eines freischwebenden oder rein zweckrational agierenden Akteurs wie auch von einem negativen, statischen und verdinglichenden Machtbegriff zu lösen. Gemeint ist damit, dass das Zusammenleben der Individuen immer in bestimmten Konstellationen und dynamischen Beziehungsgeflechten strukturiert ist, die sich über langfristige Prozesse hinweg verändern. Je nach der Bedeutung, die der Einzelne in diesem Kraftfeld für den anderen hat, kann seine Position unterschiedlich machtvoll ausfallen. Machtverhältnisse etwa zwischen Eltern und Kindern, Lehrenden und Studierenden, Männern und Frauen verändern sich also stetig (vgl. Ernst 1996). Im Alltag gilt zum Beispiel heute eher das Aushandlungsprinzip gegenüber dem überkommenen Befehlsprinzip als wünschenswertes und erfolgversprechendes Verhalten. Elias untersucht das schwer zu fassende »Hin und Her einer Machtbalance, die sich bald mehr der einen, bald mehr der anderen Seite zuneigt« (Elias 1991: 142f.). Die Untersuchung der Werkgeschichte, ihrer Akteure in ihren wechselseitigen Verflechtungen stellt sich daher auch als prozessorientierte Machtanalyse dar, die in den Kontext ihrer Zeit eingebunden ist und Anforderungen an eine »Distanz im Engagement« stellt.

### 3. Anforderungen der Untersuchung

Will man eine Wissenschaftsbiografie als Quelle wissenssoziologischer Forschung nutzen, sollten »Werkgeschichte, individuelle Biografie[n] und gesellschaftliche Entwicklungen [als] eng miteinander verflochten« (Korte 2013: 8) begriffen werden. Schon der Beginn der Prozesstheorie, als ein im Exil entstandenes Werk ohne institutionelle Anbindung und lange Tradition (vgl. Goudsblom 2011: 34) verweist auf besonders schwierige Bedingungen. Um eine wissenssoziologische Methode zu entwickeln, die dem prozesstheoretischen Denken entspricht, ist die jüngst modifizierte Methodik und Forschungsstrategie einer rekonstruktiven Prozess- bzw. Figurationsanalyse hilfreich (Treibel 2008; Baur, Ernst 2011). Sie lässt sich so anwenden, dass die Prozesstheorie selbst als Teil-Disziplin mit ihren Positionen, Regeln und Normen sowie Werten identifiziert wird. Die jeweils zentralen Orientierungs-, Steuerungs- und Kommunikationsmittel der Wissenschaft wie Diskurs und Debatte, Anerkennung und Rezeption sowie Institutionalisierung sind ebenso zu bedenken. Schließlich sind die Machtbalancen in der Veränderung der Sozialwissenschaften aufzuzeigen (Treibel 2008). Die Sampleauswahl richtete sich zum einen nach der Generationenzugehörigkeit der Befragten in der Nachkriegszeit sowie ihrer zentralen oder peripheren Position im sowohl konkurrenzorientierten als auch familiär konnotierten Netzwerk der europäischen Prozesstheoretiker. Die Codierung und inhaltsanalytische, rekonstruktive Prozessanalyse (Ernst 2010) der Interviews erfolgte mit MAXQDA.

Auffällig ist, dass es in der zweiten Generation wenig Soziologinnen gab, mit denen Elias in der Nachkriegszeit näher zusammengearbeitet hat. Die sehr von der »exemplarische(n) Klarheit [Elias'] Denkens« (Nowotny: 667)<sup>3</sup> beeindruckte »Quereinsteigerin« Helga Nowotny sah sich zum Beispiel nie explizit als »Elias-Schülerin« (Nowotny: 77ff.), während die mit Elias befreundete Sozialpsychologin Maria Goudsblom und die Soziologin Elke Korte eher informell im *figurational network* mitwirkten.

Ein weiterer Aspekt ist das Problem des Fremdverstehens, das zum einen als methodologisches Grundproblem der Sozialforschung ohnehin besteht, den »subjektiv gemeinten Sinn« des Gesagten zu verstehen und zu erklären. Zum anderen geht es aber auch darum, die Fremdsprachlichkeit

---

<sup>3</sup> Die Interviewfundstellen werden gemäß MAXQDA-Vorgabe in Absätzen zitiert und den Sprechern namentlich zugeordnet. Auf eine Anonymisierung der Befragten wurde bewusst verzichtet.

der Interviews als Interpretationsrahmen zweiter Ordnung aufzufassen (Tuider 2009). Sie muss zwangsläufig lückenhaft bleiben, denn der über-setzte und neu-interpretierte Text wird aus unterschiedlichen Perspektiven rekonstruiert.

#### 4. Figurationsanalyse einer Intellektuellen-Generation

Gefolgt wird hier Goudsbloms (1979: 194) Vorschlag, bei der »Untersuchung irgendeiner sozialen Figuration [...] zu versuchen, sich in die Erfahrungswelt der verschiedenen Menschengruppen, die die Figuration ausmachen, hineinzusetzen« und die Wissensfolien der Befragten in ihrer Zeit zu erschließen. Die Entstehung einer »Wir-Perspektive« eines Netzwerks der *figurational family* zu begreifen, bedeutet zunächst gegenüber dem inflationär gebrauchten Generationenbegriff<sup>4</sup> (Bude 2000: 193) zu klären, was diese Generation auszeichnet. Diese Rekonstruktion lebensgeschichtlichen Erinnerns ist in die Institution Wissenschaft eingebettet (Kohli 1981).

Bei der Etablierung der Prozesstheorie trifft eine Gruppe von Intellektuellen auf einen Exil-Intellektuellen und trägt zum allmählichen Wachsen einer langfristigen, sowohl auf Vertrauen und Freundschaft als auch auf Rivalität und Konkurrenz basierenden »Argumentationsgemeinschaft« (Blomert, Treibel 2013) bei. Nach Jung zeichnet den Intellektuellen das Dilemma aus, zwischen dem »sozial isolierenden Moment denkerischer Einsamkeit in sich« und dem »einvernehmlichen Nähegedanken des Freundschaftsideals« nach subjektiver Selbstvergewisserung zu suchen (Jung 2012: 47). Gemeinsame Erfahrungen und Auseinandersetzungen sind dabei so vermittelt, dass »geistige Egozentrik mit dem Diktat der freundschaftlichen Verbundenheit nicht kollidiert« (Jung 2012: 49). Ein prägendes Schlüssel- und Wirkungserlebnis sowie eine spezifische Erwartung kommen hinzu (Moebius 2010: 56). Eine Generationseinheit reicht daher nicht aus, um die Distinktionspraktiken des »Generationszusammenhangs« (Moebius 2010: 56; Mannheim 1970: 8) zu definieren. Die Initialzündungen und Prozesse kumulieren zudem oft in Gefühlen der Ergriffenheit und Selbsttranszendenz, in der eigenen Namensgebung sowie in der Bildung von Legenden

---

<sup>4</sup> Bude nennt etwa populärkulturelle Moden, politische Geschichte, Lebenslaufregime oder Wertorientierungen als Beispiel des methodisch unkontrolliert diffundierenden Generationenbegriffs.

und Gruppenmythen (Moebius 2010: 51). Obgleich Elias als Schüler Karl Mannheims kein Generationstheoretiker war, lässt sich sein Bild vom ›Fackellauf der Generationen‹ und das Zwei- bis Drei-Generationenmodell über die Probleme von Wandel, Einwanderung, Integration und Emanzipation auch auf die Etablierungsphase prozesstheoretischen Denkens übertragen. Denn dieser spezifische Ansatz fand, von mehreren Initialzündungen ausgehend, bei den Mitgliedern des zwischen 1932 und 1953 geborenen Generationenzusammenhangs eine besondere antidogmatische intellektuelle Trägergruppe und Wirkung.

So sind in den geführten Interviews Bezeichnungen von »Elias-Klüngel und Elias-Zirkel« (Bogner: 286), über »Jüngerschaft«, »Kirche« (Rehberg: 562) bis hin zu »höfische Gesellschaft« und »Sektengebilde« (Rehberg: 562, 727 ff., 113) als signifikante (Fremd-)Beschreibungen (out-group) für die hier untersuchte Gruppe anzusehen. Als Selbstbezeichnung der in-group fallen dagegen oft Begriffe wie *figurational family*, »akademische Überlebenseinheit« (Kuzmics 2013), »Genie« und »heroische Soziologie« auf.

Diese »hungrige, unbelastete« Generation trifft auf die um 1925 bis 1930 geborenen optimistisch-pragmatischen Nachkriegs-Soziologen, die zwar auf die gesellschaftlich-öffentliche Debatte als »Charismatiker des Anfangs« (Bude 2002) in einer pazifizierten Gesellschaft im Wiederaufbau wirken; für manch einen der Befragten aber unzureichende Orientierung boten. Diese Generation gibt sich vielmehr in der Formierungsphase der Soziologie zwischen fachlichem Aus- und Rückbau ideologiekritisch. Viele konnten in Elias schnell den »Vertreter einer unbefleckten Großväter-Generation« (ebd.: 272) sehen, der seinen Gegenentwurf zur marxistischen Klassentheorie ausbauen wollte. Damit ging aber auch vielfach ein idealisiertes »Meister-Lehrlings«- bzw. Schüler-Lehrer-Verhältnis einher (Schröter 1997: 281; Korte 2013). Zeitzeugenberichte legen nahe, dass eine Begegnung und Zusammenarbeit mit Elias zum einen bedeuten konnte, über sich hinauszuwachsen und zu seiner Bestform aufzulaufen. Zum anderen durfte man aber auch, besonders im Prozess des Schreibens und Formulierens, »nicht widersprechen« und diente mitunter als »Selbsterweiterung« (Schröter 1997: 281) des durchaus nicht uneitlen Meisters (Firnhaber, Löning 2003; Mennell 2006: 1). Vor diesem Hintergrund werden im Folgenden die exemplarischen Portraits vorgestellt, bei denen mit Eric Dunning, Hermann Korte sowie Johan Goudsblom zunächst vor allem die alters- und kulturell differenzierte zweite Generation von Prozesssoziologen im »mühevollen Anfang« der Etablierung erwähnt wird. Ihnen folgt dann die Gruppe derje-

nigen, die Elias in den 1970er Jahren während seiner späten Karriere begegneten. Aachen, Münster, Bielefeld, Bochum, Amsterdam und Leicester werden zu den wichtigsten Stationen.

## 5. Ausgewählte Portraits europäischer Prozesstheoretiker

Der Exilierte, so Said, lebt in einem

»Übergangszustand, weder wirklich angekommen in der neuen Welt noch völlig abgelöst von der alten, halb beteiligt und halb distanziert, nostalgisch und sentimental auf der einen Seite, ein sich anpassender Neuankömmling oder heimlicher Ausgestoßener auf der anderen. Geschickt das eigene Überleben zu sichern, wird daher zur Lebensmaxime, mit all den Risiken, die damit verbunden sind, bequem und unbeweglich zu werden – eine Gefahr, die man nie aus dem Auge verlieren darf.« (Said 1997: 55)

Diese besondere Existenzweise machte auch Elias paradoxe Ausgangsposition aus (vgl. Elias 2005, Korte 1988). Er wurde wie nahezu 12.000 weitere Intellektuelle und Wissenschaftler Zeuge und Opfer des Niedergangs der Weimarer Republik, indem im aufkommenden Hitler-Faschismus seine wissenschaftliche Laufbahn gewaltsam unter- bzw. abgebrochen wurde. Der Völkerbund vermerkte ca. 500.000 Flüchtlinge, die in dieser Zeit ins Exil getrieben wurden, was die Abwanderung einer ganzen akademischen Kultur, besonders in die USA, bedeutete. 392 Sozialwissenschaftler sind in der *List of Displaced German Scholars* zu finden. Das Institut für Soziologie der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät der neugegründeten Reformuniversität Frankfurt, an dem Elias nach seinen Heidelberger Jahren bei Karl Mannheim seit 1930 arbeitete, wurde bereits 1933 geschlossen. Die erste sozialwissenschaftliche Fakultät Deutschlands verlor in dieser Zeit ein Drittel ihrer Wissenschaftler (vgl. Wolff 1988) und ihre »kritische Substanz gegenüber den überkommenen Denkrichtungen in Deutschland, Historismus und Idealismus« (Krohn 1987: 21). Nach Kriegsende konnten diese Exilierten nicht immer bruchlos in die deutschen Universitäten wieder einsteigen, da sie als Remigrierte einerseits vielfachen Ressentiments ausgesetzt waren und andererseits, aller *re-education* zum Trotz, ehemalig nazitreue bzw. verdächtige Wissenschaftler unangefochten weiter wirkten (Wittebur 1991: 8).

In diesem spezifischen Übergang zwischen altem und neuem Leben konnte Elias als sozialer und »intellektueller Außenseiter« (Korte: 169) ungewohnte Blickwinkel und besondere Perspektiven entwickeln. So mag sicherlich seine Macht- und Außenseitertheorie, die völlig gegen den Mainstream der damals vorherrschenden Konflikt-, Handlungs- und Konsenstheorien lag (vgl. Goudsblom 1979), oft von biografischen Erfahrungen der Ohnmacht und Machtlosigkeit geprägt sein. Sein »Leben in Marginalität« (Said 1997: 71) ging nach der Rückkehr aus der Deportation in den Aufbau einer wissenschaftlichen Existenz am Department of Sociology der Universität Leicester über. Hier traf er auf seinen frühen Förderer Ilya Neustadt, mit dem er zunächst zur tragenden Säule des Departments wurde. Als einzige kosmopolitisch orientierte Soziologen legten sie den Grundstein für die in der britischen Soziologie inzwischen renommierte Leicester-Sociology. Bis zur Mitte der 70er Jahre jedoch wandelte sich die einst reziproke, freundschaftliche Beziehung aufgrund eines »grauenvollen Zerwürfnisses« (Korte: 297) in eine einseitige Abhängigkeit des machtschwächeren Elias (vgl. Goodwin, Hughes 2011). Als Nation ohnehin mit einem stattlichen Insulaner-Selbstbewusstsein über den eigenen *way-of-life* ausgestattet, beschrieb Elias die englische akademische Tradition dabei als »oberflächlich und gefällig«, denn niemand sollte »ernstlich verletzt« werden (2006b: 101). Ob auch in Leicester die britische »Methode des realistischen Nachgebens« (ebd.: 114) vorherrschte, wissen wir nicht. Das an den Universitäten kaum etablierte Fach rang jedenfalls vor dem Hintergrund seiner einsetzenden Internationalisierung und Institutionalisierung unter amerikanischer Führerschaft um Anerkennung. In der allmählich expandierenden englischen Soziologie herrschten in der Aufbauzeit vor allem die Sprachphilosophie, der Empirismus und der Positivismus vor, was auch den zunächst nach Oxford geflüchteten Theodor W. Adorno regelrecht gequält haben soll (Said 1997: 61). Elias dagegen musste seine deutschen Texte zunächst ins Englische übertragen. Sie wurden zunächst an dem »talking department« (Goudsblom: 131) relativ stark missachtet oder nicht ernst genommen, so etwa von den erstarkenden Kollegen Sydney Holloway, John Goldthorpe, Percy Cohens und Anthony Giddens (vgl. Goudsblom: 97; Dunning: 58; Goodwin, Hughes 2011). In diesem fragilen Geflecht setzte Elias sich als Außenseiter und ältestes Departmentmitglied »zwischen alle Stühle« (Gleichmann et al. 1982: 31; Goudsblom: 89 ff.). Elias war anfänglich noch »nicht in einer Position, dass er eine solche Haltung intellektuellen Respekts von Seiten seiner Kollegen hätte fordern können« (Gleichmann et al. 1982: 35).

In diese Zeit fiel auch die erste Begegnung mit dem 20-jährigen Eric Dunning. Dunning traf 1956 als footballbegeisterter Ökonomie- und Germanistikstudent am damaligen University College Leicester auf einen Dozenten, der Kurse in Sozialstruktur und Sozialpsychologie abhielt. Elias half ihm bei der Suche nach einem geeigneten Examensthema und stellte für Dunning daher einen unterstützenden, wohlwollenden »akademischen Vater« und »Freund« (Dunning: 19) dar, der das Leben des »working class boy« (Dunning: 46 ff.) völlig veränderte:

*Ernst:* »So he was also very important to you as the first one who taught you sociology?«

*Dunning:* »Absolutely yes. But his approach to sociology, complex though it is – the fact that it synthesizes psychology, sociology and history, that really appealed to me. My brother was of course a Marxist and it gave me some ammunition to argue against my brother.« (Dunning: 17).

Dunning erklärte Elias Sportarten wie Cricket oder die Abseitsregel im Fußball und forschte über *public schools*. Gemeinsam planten sie Publikationen und wurden im Zuge der Ausdifferenzierung der Soziologie allmählich zu den führenden Sportsoziologen Englands (Dunning: 35 ff., 125). Erst in den 1980er Jahren wurden Elias' Texte durch Dunnings, Kilminsters und Mennells Einsatz vermehrt übersetzt und publiziert (Featherstone 1987; Mennell 6; Dunning: 125.). Der 1943 geborene Richard Kilminster war zu der Zeit noch Promovend bei Zygmunt Bauman und editierte in mühevoller Zusammenarbeit mit Elias das Spätwerk zur Symboltheorie sowie den englischen Essayband. Während für den 1944 geborenen Mennell aus einem eher distanzierten, zuweilen von Misstrauen geprägten Verhältnis Bewunderung für seinen späteren »Patron« und »Mentor« (Mennell: 81) erwuchs, war Kilminster rasch sicher, in Elias ein Genie getroffen zu haben. Mennell unterhielt vor dem ersten Treffen in London 1972 bereits einen zweijährigen Briefwechsel mit Elias im Zuge seiner Übersetzungsarbeit von »Was ist Soziologie?«. Bei der Lektüre des machttheoretischen Spielmodell-Kapitels »fällt der Groschen« (Mennell: 6). Da er sich zu der Zeit mit dem Mikro-Makro-Problem der Ökonomie herumschlug, fand er im Spielmodell die Lösung schlechthin. Bei einem persönlichen Treffen mit Elias wurde dem unerfahrenen Lecturer aus Exeter dann klar, »why phenomenology was a load of rubbish« (Mennell: 8 f.):

»I think Parsons went completely off the rails in about 1951 when he adopted all the A.G.I.L. stuff from Robert Bales. [...] But the point is that in relation to the big issue, what's called the macro-micro problem or the individual-and-society problem, I was enough of a hard-nosed economist to see that the use that sociologists were trying to make of economics was a load of nonsense. [...] In other words, «rational choice» ultimately provides only *post hoc* explanations. Obviously, at the time of my accidental encounter with Elias, I was a young and inexperienced lecturer. In my lectures on sociological theory in those first few years at Exeter I was still struggling with the macro-micro problem. I thought Parsons had gone completely off the rails, and was just playing with a conceptual Meccano set. Then I read the Game Models chapter of *What is Sociology?* and everything slotted into place.« (Mennell: 8 f.)

Zu Konflikten kam es für den jungen Eliasianer, der zeitlebens davon überzeugt war, dass Elias »a sociological intellect in a different league from Parsons [and, S.E.] infinitely the greater sociologist« war, jedoch, als er schon zu Elias' Lebzeiten eine englischsprachige Einführung in sein Leben und Werk verfassen wollte (Mennell: 14). Auch Vorschläge zur englischsprachigen Ausgabe von »Engagement und Distanzierung« (Mennell: 24 f.) wurden geflissentlich von Elias ignoriert. Nichts destotrotz blieb Elias für ihn der überzeugendste Soziologe: »He had such a penetrating mind, whereas poor old Talcott was building castles in the air. That was clear to me as a young man almost immediately on meeting Norbert« (Mennell: 10 f.). Mennell schrieb 1985, unterstützt von Elias und Goudsblom, über die »Die Kultivierung des Appetits« (1988). Kilminster wurde vor allem in Leicester in den Kursen des »bemerkenswerten Mannes« (7), der für ihn geniehafte Züge trug, enorm stimuliert:

»I found his approach, his attitude, his work life-affirming. Whereas, the dominant paradigms of the time that I was raised in, you know »American mainstream Sociology« or »Marxism«, I found them to be ultimately sterile and destructive in their implications. Whereas, Elias's [...] work offers a vocation, offers a way forward. It's positive, it's life-affirming, there is a heroism in it.« (Kilminster: 430).

Bei aller hier zum Ausdruck kommenden Verehrung und Bewunderung kam es letztlich mit dem zurückhaltenden Elias zur Ko-Autorenschaft und damit zu einer wechselseitigen Zusammenarbeit nur bei John L. Scotson in »Etablierte und Außenseiter« (1969) und bei Eric Dunning in »Sport und Spannung im Zivilisationsprozess« (1984).

Betrachtet man im Folgenden die nächste Station in den Niederlanden, dann stößt man auf eine andere Beziehungskonstellation. Einer seiner ersten niederländischen Kollegen, der Nietzscheanhänger Johan Goudsblom

durchlebte zum Beispiel Phasen von anfänglicher »Ignoranz« bis hin zu tiefem Engagement für die Weiterentwicklung des Eliasschen Werkes (Goudsblom 2011: 32f.). Er war Elias 1956 in Amsterdam auf der dritten ISA-Konferenz vorgestellt worden (ebd.: 34). Für Goudsblom, der für die Examensvorbereitung in Sozialpsychologie auf Elias' Prozessbuch stieß, war dies ein völliger Richtungswechsel auf dem Weg, eigentlich Historiker werden zu wollen. Dabei ist bemerkenswert, dass der damals 24-jährige sein Verhältnis zu Elias explizit nicht als ein Schüler-Lehrer-Verhältnis beschreibt. Elias wurde für ihn eher ein »Sparringspartner« und Freund (Goudsblom: 311). Goudsblom lud Elias schließlich 1968 nach Amsterdam ein, wo er ihm ein institutionelles akademisches Umfeld bieten konnte. Er trug mit zahlreichen Publikationen, so unter anderem »Soziologie auf der Waagschale« (1979), »Feuer und Zivilisation« (1995) zur Verbreitung prozesssoziologischen Wissens bei, wurde aber nie Ko-Autor.

Elias fand vor seiner Rezeption in Deutschland vor allem in den Niederlanden, befördert durch Johan Goudsblom, besondere Anerkennung. Seine Denkweise sorgte für einen Paradigmenwechsel in der dortigen Soziologie, die erst 1921 universitär geworden war und sich nach dem Zweiten Weltkrieg ebenfalls mit den dominierenden Trends des Strukturfunktionalismus, Positivismus, Empirismus und der Umfrageforschung auseinanderzusetzen hatte. Zugleich wurde aber ein gewisser Pluralismus in den Niederlanden gepflegt (Goudsblom 1990; Van Doorn 1965: 29), während in Deutschland die Fronten im Positivismus-Streit um Karl Popper und Theodor W. Adorno verhärtet waren. 1976 gründete sich denn auch die Forschungsgruppe Figurationssoziologie am soziologischen Institut der Universität Amsterdam. Sie wurde 1990 in Prozesssoziologische Forschungsgruppe umbenannt. Mit zweimonatlichen Treffen entstand so ein kontinuierlicher, fachlicher und informeller Austausch und somit eine breite Anerkennungskultur:

»Since Elias's writings provided the common perspective of the Figurationnal Sociology Research Group, the images and self-images of the group were directly connected with the vicissitudes of the reception of Elias's work in the Netherlands.« (Goudsblom 1990: 17)

Zusammen mit seinen deutschen Kollegen, Korte und Gleichmann, gab Goudsblom den Essayband »Human Figurations« (1977) heraus, der anlässlich des 80. Geburtstages von Elias erschien, sowie 1982 und 1984 die Materialienbände.

Ein weiterer Protagonist ist Cas Wouters, der wiederum in Elias einen »intellectual grandfather« (Wouters: 1058) und Freund fand, der ihn auch in persönlichen Fragen beriet. Zwischen den beiden entstand zum einen eine außergewöhnliche, herzliche und reziproke Beziehung, zum andern eine enge fachliche Zusammenarbeit. Wouters übersetzte nicht nur »Etablierte und Außenseiter« ins Niederländische. Er entwickelte mit Elias darüber hinaus die Informalisierungsthese in der Zivilisationstheorie, um die gelockerten Verhaltensweisen seit den 1960er Jahren zu erfassen. Elias verfasste sogar das Vorwort für Van Stolks und Wouters' empirisch-theoretische Studie »Frauen im Zwiespalt«, die er als »faktenbezogene, gründliche« Arbeit einer »soliden« (1987: 9) Forschung lobte.

»And in the grandfather there is the age difference [...] and, also the warmth of the relationship. Mostly the warmth of the relationship and the intellectual does not mean that it is only intellectual because there was a warm relationship in the first place but I also think he was an *intellectual grandfather* because my *intellectual father has been Joop*.« (Wouters: 1060 f.)

Bei aller Warmherzigkeit war aber auch diese Beziehung nicht konfliktfrei. Wouters wurde zwar vergleichsweise schnell als Kollege respektiert, musste sich aber auch zunächst (erfolgreich) des Versuchs erwehren, dass Elias nicht nur Wouters' Idee der Informalisierung ausformulieren wollte, sondern während des Tippens zu diktieren versuchte (vgl. Wouters 2007: 688). Elias' Betrachtungsweise über Eltern-Kind-Beziehungen oder den veränderten Umgang mit dem Tod wurde dagegen von Wouters beeinflusst (Wouters: 563 ff., 626 ff.).

Vor diesem anregenden Hintergrund und mit einer gewissen Zuversicht, dass der »Staffelstab des Wissens« an die nächste Generation weitergegeben wird, gründete Elias im Januar 1983 schließlich die gleichnamige Stiftung in Amsterdam. Goudsblom bilanziert:

»Our aim was certainly not to create a particular parochial branch of sociology named »figurational sociology.« (Goudsblom 1990: 15)

Gleichwohl hatte und hat die Prozess-Soziologie das Image eines distinktiven Zugangs in den Niederlanden. Damit ist im Folgenden zu einer der nächsten Schlüsselfiguren in Deutschland, Hermann Korte, zu kommen. Nachdem die Soziologie der Weimarer Ära in den 1950er Jahren in Deutschland ohnehin als altmodisch verworfen und Parsons Strukturfunktionalismus sowie reine Empirie favorisiert worden waren (Korte 2005: 16ff.; Goudsblom 1982: 41), erfolgte mit Elias' Gastaufenthalt in Mün-

ster, Aachen, Bochum, Berlin, Konstanz, Bielefeld und Frankfurt eine Wiederaufnahme der kritischen Soziologie der Vorkriegszeit. Nach und nach wurden wieder große Theorieentwürfe und -vergleiche debattiert. Der Bedarf, in der »goldenen Ära« des aufkeimenden Wirtschaftswunders, die deutsche Geschichte und den Holocaust aufzuarbeiten statt zu verdrängen, war in dieser Zeit enorm. Dies öffnete Elias vor dem Hintergrund des Positivismus-Streits zusätzliche Türen. Die Soziologie wurde zunächst im Zuge der Bildungsexpansion und Hochschulreformen noch stark ausgebaut. Mit der Gastprofessur am kleinen Institut für Soziologie in Münster sorgten der kultur- und sozialanthropologisch ausgerichtete Dieter Claessens und seine an Kant und Marx orientierte studentische Hilfskraft Hermann Korte jedoch zunächst als »stärkste Verfechter« (Korte 2005: 43) dafür, dass »Elias nach bitteren Jahren des Exils zum ersten Mal wieder an eine deutsche Universität [kam]« (Korte 2013: 51). In der westfälischen Provinzhauptstadt lehrten zu der Zeit der »stramme Parsonianer« (Korte: 29) Heinz Hartmann, Helmut Schelsky und Dieter Claessens. Bei letzterem war Korte nach der Ausbildung zum Sozialarbeiter und Soziologen schließlich wissenschaftlicher Mitarbeiter geworden. In die Vorlesungen von Elias, so Korte »sind wir gerne gegangen und ich kenne sehr viele Kommilitonen aus der damaligen Zeit, die da alle sich auch an die Vorlesungen von Elias erinnern können. [...] Der Mann war gebildet, er war ein guter Redner, er machte seinen Studenten nichts vor.« (Korte: 31ff.) Er war »Teil des Campus« (Korte: 39ff.).

Kortes prozesstheoretische Forschungen erstrecken sich unter anderem auf Soziologische Theorie, Geschichte der Soziologie, Stadt- und Raumsoziologie, Industrie- und Migrationssoziologie sowie Biografieforschung. Ähnlich wie Mennell und Kilminster erhielt auch er starke intellektuelle Anregungen von Elias, die über die damals ebenso populären marxistischen Ansätze hinauswiesen:

»Wissenschaftlich hat es mir sicherlich die Möglichkeit gegeben, am Ende der 70er Jahre noch mal einen weiterführenden Ansatz als die marxistischen Ansätze in der Soziologie zu finden: mit den drei Elementen [...]: sich auf Menschen beziehen, auf Prozesse beziehen, [und] auf Vergleiche« (Korte: 595).

Als »privilegierter Begleiter eines großen Denkers und freundlichen alten Herrn« (Korte: 596) beobachtete Korte dabei, dass sich Elias' Denkweise zusehends vom evolutionären Anteil hin zur differenzierten und anerkannten Prozesstheorie entwickelte. Trotz auch hier festzustellender Konflikte, die in Kortes Plan gründeten, eine Elias-Biografie zu schreiben, ist er am

Ende sicherlich nicht nur ein guter Freund des »verehrten Lehrers« (Korte: 241) geworden. Mehr noch wird Korte zum Berater, Multiplikator und Streitschlichter. Mit den Materialbänden zur Zivilisationstheorie (Gleichmann et al. 1979, 1982) erfolgt nach der Initialzündung sodann ein »starker Schub« (Treibel 2008: 13) der breiten Elias-Rezeption, der bis heute anhält.

Hier sind auch die fachlichen Konkurrenzkämpfe der soziologischen »Schulen« in den 1970er Jahren nicht zu vergessen, die zum Beispiel Karl-Siegbert Rehberg beschreibt. Der 2006 verstorbene Hannoveraner Kollege Gleichmann war hierzu leider nicht mehr zu befragen. Dass Rehberg nicht wie die bisher Vorgestellten zur »in-group« zählt, macht seine Sicht besonders interessant. Elias erhielt 1977 auf Vermittlung Rehbergs eine Gastprofessur an der Universität Aachen. Jedoch unterlief ihm wie schon Mennell zuvor in London der faux pas, Elias zunächst einmal als ehemaligen Mannheim-Assistenten anzusprechen:

»Also schlimmer konnte es überhaupt nicht kommen. Er erstarrte auch wirklich. Es war ganz sichtbar, dass ihn das schockierte.« (Rehberg: 55-63)

Rehberg habe es zunächst »noch gar nicht verstanden in der ganzen Tragweite«. Erst Jahre später, »als ich dann immer wieder bemerkte, dass Karl Mannheim ein traumatischer Zusammenhang war, in seinem Leben im Exil« (Rehberg: 63), wurde dieser Fehler sichtbar. Für Rehberg formte sich in seiner Position am Rande des Elias-Kreises, »ohne irgendwie ein Eliasianer zu sein«, durch Elias ein »soziologischer Schmelzkern und Energiemoment in der Mitte« (Rehberg: 1003). Besonders die Wirkung aus dem Exil sei bedeutsam an der Werk- und Lebensgeschichte von Elias:

»Und dazu hat mich zum Beispiel Elias gebracht, dass diese Konstellation der deutschen Soziologieentwicklung im Horizont der Rückkehr nach Deutschland und durch das Exil für die deutsche Soziologie so wichtig ist. Nicht als Wiedergutmachung, sondern auch als Belehrung darüber, was die Geschichte des 20. Jahrhunderts war. [...] Das war einfach so eine Art intuitiver Folge aus dieser Begegnung. Deswegen würde ich sagen, hat mich das [...] ohne jenes Schulverhältnis sehr geprägt. Und zugleich habe ich's immer von außen gesehen, hab diese Konkurrenzen [unter den Elias-Anhängern, S.E.] gesehen.« (Rehberg: 1017)

Ab 1978 fand Elias dann am renommierten Zentrum für Interdisziplinäre Forschung der Reform-Universität Bielefeld (ZIF) zu neuem Selbstbewusstsein (Firnhaber, Löning 2003: 89). Er arbeitete, quasi Tür an Tür mit Niklas Luhmann, hart daran, den im Prozessbuch begonnenen »Gegenentwurf zur marxistischen Klassentheorie aus[zu]bauen« (Schröter 1997: 197).

Um ihn, wie etwa auf der Bielefelder ZIF-Konferenz über die »Theorie gesellschaftlicher Prozesse« im Juni 1984 zu erleben, kamen viele seiner Kolleginnen und Kollegen sowie Studierende aus dem In- und Ausland nach Bielefeld, so unter anderem auch Helga Nowotny, Annette Treibel, Stephen Mennell, Cas Wouters, Johan Goudsblom, Hermann Korte und Richard Kilminster (vgl. Feyerabend, Gembardt 1985).

Hier arbeitete Elias mit seinem Assistenten Artur Bogner (1989) zur deutschen Ausgabe von »Über die Zeit« zusammen. Für den von der Aufbruch- und Reformstimmung der 70er Jahre geprägten Bogner kommt niemand an Elias heran, denn er ging auf die Gegenwartsprobleme besonders gut ein: »Ich denke für mich ist Elias einer der größten Soziologen des 20. Jahrhunderts und es ist nicht dieselbe Liga wie seine Schüler.« (Bogner: 298ff.) Damit sind die von Rehberg bereits angedeuteten inter- und intragenerationellen Konkurrenzverhältnisse wohl zu ahnen. Dies wohl erst recht, weil bezogen auf die Begründung einer wissenschaftlichen Schule Schröter<sup>5</sup> Elias jeden »organisatorischen Elan« (1997: 7) abspricht, wengleich das »beträchtliche Charisma seiner Person« beeindruckte. Ausgestattet mit einem besonderen »pädagogischen Eros« (Firnhaber, Löning 2003: 117) bot Elias in diesem spezifischen Geflecht jedoch die Persönlichkeit und Identifikationsfolie für die Begründung einer wissenschaftlichen Denkschule, um deren Aufbau die zweite Generation wetteiferte. Korte und Goudsblom stimmen zum Schluss überein, dass der zwar konfliktfreudige Elias »sehr vorsichtig im Umgang mit anderen Menschen« (Goudsblom 421ff.; Korte: 153) war und persönliche Beziehungen fast immer als »Lehrer-Schüler-Verhältnisse« gestaltet habe (Korte 2013: 8). Trotzdem haben sich die Beziehungen vom Lehrer-Schüler-Verhältnis oder von der wechselseitig inspirierenden Kollegenschaft »sehr langsam« (Goudsblom: 114f.) zur Freundschaft entwickelt, ohne aber jemals Augenhöhe zu erreichen (Korte: 462). Erst recht, als Elias in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr diskutieren, sondern nur noch schreiben wollte: »The two people he trusted were Joop [...] and Michael Schröter« (Mennell: 16).

Vielen der Interviewten ist Elias für immer ein Genie geblieben, obgleich der »Meister der Selbstinszenierung« und selbstbewusste »performer« dies für sich selbst zurückgewiesen und in seiner Mozart-Studie den Geniekult schlechthin dekonstruiert hat. Verweisen schon diese ausschnitthaft

---

<sup>5</sup> Dass gerade Michael Schröter als einer der engsten und letzten Mitarbeiter von Elias nicht zu einem Interview bereit war, mag ebenfalls in diesem konfliktvollen Zusammenhang stehen.

dargestellten fachlichen und institutionellen Zugänge auf die interdisziplinär und international hohe Anschlussfähigkeit der Prozesstheorie, so ist doch auch eine Ungleichzeitigkeit in der Wirkung dieser speziellen Soziologie aus dem Exil zu konstatieren. Hier ist Rehberg zuzustimmen, der schon 1982 von einem »institutionellen Balancesystem einer distanzierten Existenz im unterbrochenen Leben« (Rehberg 1982) sprach. In langfristiger Perspektive lässt sich dieses Balancesystem eines »figurational network« als durchaus erfolgreich und wirksam beschreiben. Deutschland und die Niederlande waren da zunächst erfolgreicher als England, das sehr dem amerikanischen Mainstream folgte. Nach Australien, Österreich, Frankreich, Schweiz, Italien, Brasilien, Japan, Russland und Israel wird sich prozess-theoretisches Wissen aber sicher auch hier weiter durchsetzen.

## 6. Fazit

Der Artikel skizziert exemplarisch die Aspekte intellektueller Inspirationen und Zusammenarbeit sowie die Bekanntschaft mit einem der namhaftesten deutsch-britischen Soziologen. Viele Aspekte und Personen sind hier noch unerwähnt geblieben. Elias wohl bekanntestes Werk »Über den Prozess der Zivilisation« zählt inzwischen jedenfalls zu den Top Ten der ISA-Bestsellerliste<sup>6</sup> der Soziologie, nachdem es nach dem Zweiten Weltkrieg wohl noch zu sehr den »Geruch des Vergangenen« (Korte 2005: 42) trug. 90-jährig, drei Jahre vor seinem Tod, hatte Elias jedenfalls noch nicht das Gefühl, »dass ich meine Arbeit getan habe« (Elias 1996: 93). »Wie es dann weitergeht, ist die Sache späterer Generationen« (ebd.: 51).

Die hier zu Wort gekommene zweite Generation hat es jedenfalls vermocht, mit ihrer antidogmatischen, hochreflexiven Haltung und ihrem engagiert-distanzierten Denken in langfristigen Prozessen den beschwerlichen Weg dafür zu beschreiten, dass inzwischen eine unaufgeregte Elias-Rezeption zur Grundausbildung in der Soziologie zählt. Dies ist auch der inzwischen dritten, gewissermaßen Urenkel-Generation von Prozess-Soziologen zuzuschreiben, die mit weiteren Elias-Einführungen im Gefüge

---

<sup>6</sup> Hier liegt einmal mehr der Vergleich mit Elias' (2005a) Integrationsthese nahe, wonach es wohl dreier Generationen bedürfe, um aus Außenseitern der Gesellschaft Etablierte zu machen. So mag es womöglich auch wissenschaftlichen Innovationen ergehen, die in ihrer Zeit noch als verworfen gelten, aber später Klassikerreife erreichen.

der »Kanonisierung der Soziologie« (Treibel 2008: 14) in den 1990er Jahren wirkmächtig wurden. Seitdem hat sich eine Schriftenreihe Zivilisations- und Prozesstheorie unter Federführung von Annette Treibel, Reinhard Blomert und Helmut Kuzmics im Springer-VS Verlag etabliert; ebenso die von ihnen unter anderem im Auftrag der Elias-Stiftung betreute Neuedition des Gesamtwerks bei Suhrkamp sowie die englischsprachige, von Stephen Mennell unter anderem betreute, Gesamtedition »The Collected Works of Norbert Elias«. Ein weiteres Indiz der Etablierung einer speziellen Scientific Community ist das internationale Figurational Network mit dem gleichnamigen Newsletter, der international ausgeschriebenen Norbert Elias-Preis, das Journal Human Figurations und der Norbert Elias-Chair. Und nicht zuletzt kann der gesamte persönliche Nachlass von Norbert Elias im Marbacher Literaturarchiv studiert werden.

## Literatur

- Baur, N., Ernst, S. 2011: Towards a Process-Oriented Methodology. Modern Social Science Research Methods and Norbert Elias' Concepts on Figurational Sociology. Sociological Review Monographs: Norbert Elias and Figurational Research: Processual Thinking in Sociology, Heft 7, 117–139.
- Blomert, R. 1999: Intellektuelle im Aufbruch. Karl Mannheim, Alfred Weber, Norbert Elias und die Heidelberger Sozialwissenschaften der Zwischenkriegszeit. München: Carl Hanser Verlag.
- Blomert, R., Treibel, A. 2013: Heli forever – Figurationen der Freundschaft in der Wissenschaft. Vortrag auf der Konferenz Habitus, War and Civilization. Towards an Understanding of the Bellicose Sides of Society, Karl-Franzens-Universität Graz, 25. bis 27. April 2013.
- Bogner, A. 1989: Zivilisation und Rationalisierung. Die Zivilisationstheorien Max Webers, Norbert Elias' und der Frankfurter Schule im Vergleich. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bude, H. 2002: Die Charismatiker des Anfangs. Helmut Plessner, René König, Theodor W. Adorno und Helmut Schelsky als Gründer einer Soziologie in Deutschland. In G. Burkart, J. Wolf (Hg.), Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen. Martin Kohli zum 60. Geburtstag. Opladen: Leske + Budrich, 407–419.
- Elias, N., Scotson, J. L. 1969: Etablierte und Außenseiter. Berlin: Luchterhand.
- Elias, N., Dunning, E. 1984: Sport und Spannung im Zivilisationsprozess. Studien zur Figurationssoziologie. Münster: LIT-Verlag.

- Elias, N. 1987: Vorwort. In C. Wouters, B. van Stolk (Hg.), *Frauen im Zwiespalt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 9–16.
- Elias, N. 1991: *Die Gesellschaft der Individuen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, N. 1996: *Über sich selbst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, N. 2005a: *Autobiografisches und Interviews*. *Gesammelte Schriften in 19 Bänden*, Band 17. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, N. 2005b [1991]: *Mozart. Zur Soziologie eines Genies*. *Gesammelte Schriften in 19 Bänden*, Band 12. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, N. 2006a [1974]: *Auf dem Weg zu einer Theorie der Wissenschaften*. In ders., *Aufsätze und andere Schriften I*. *Gesammelte Schriften in 19 Bänden*, Band 14. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 402–435.
- Elias, N. 2006b [1960]: *Nationale Eigentümlichkeiten der englischen öffentlichen Meinung*. In ders., *Aufsätze und andere Schriften I*. *Gesammelte Schriften in 19 Bänden*, Band 14. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 86–123.
- Ernst, S. 1996: *Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern. Wandlungen der Ehe im »Prozess der Zivilisation«*. Opladen: WDV.
- Ernst, S. 2010: *Prozessorientierte Methoden in der Arbeits- und Organisationsforschung*. Wiesbaden: VS.
- Featherstone, M. 1987: *Norbert Elias and Figurational Sociology: Some Prefatory Remarks*. *Theory, Culture and Society*, 4. Jg., 197–211.
- Firnhaber, E., Löning, M. (Hg.) 2003: *Norbert Elias – Bielefelder Begegnungen*. *Reihe Begegnungen*. Bd. 1. Münster: LIT-Verlag.
- Feyerabend, C., Gembardt, U. 1985: »Man läßt sich fallen und man fängt sich auf. ...« *Norbert Elias. Menschenwissenschaftler*. *Nachtstudio vom 15. 11. 1985*. WDR Fernsehen.
- Gleichmann, P. R., Goudsblom, J., Korte, H. (Hg.) 1977: *Human Figurations. Essays for Norbert Elias*. Amsterdam: Sociologisch Tijdschrift.
- Gleichmann, P. R., Goudsblom, J., Korte, H. (Hg.) 1982: *Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie*. Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gleichmann, P. R., Goudsblom, J., Korte, H. (Hg.) 1984: *Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie*. Bd. 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goodwin, J., Hughes, J. 2011: *Ilya Neustadt, Norbert Elias, and the Leicester Department: personal correspondence and the history of sociology in Britain*. *The British Journal of Sociology* 2011, 62. Jg., Heft 4, 677–695.
- Goudsblom, J. 1979: *Soziologie auf der Waagschale*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goudsblom, J. 1990: *20 Years of Figurational Sociology in the Netherlands*. In *Society as Process. A Bibliography of Figurational Sociology in the Netherlands (up to 1989)*. Compiled by Willem H. Kranendonk. *Sociogenetic and Psychogenetic Studies*, 13–27.
- Goudsblom, J. 1995: *Feuer und Zivilisation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goudsblom, J. 2011: *Norbert Elias as a Teacher. An Autobiographical Account*. *Cambio. Rivista sulle Trasformazioni Sociali*, 1. Jg., Heft 1, 31–36.

- Hackeschmidt, J. 1997: »Die Kulturkraft des Kreises«. Norbert Elias als Vordenker der zionistischen Jugendbewegung. Zwei unbekannte Briefe aus den Jahren 1920 und 1921. *Berliner Journal für Soziologie*, 7. Jg., Heft 2, 147–168.
- Jung, T. 2012: Kaufzonen des Geistes. Freundschaft zwischen Intellektuellen? *Der Blaue Reiter*, Band 32, Heft 18, 47–51.
- Kohli, M. 1981: »Von uns selber schweigen wir.« Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten. In W. Lepenies (Hg.), *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven und historischen Identität einer Disziplin*. Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 428–460.
- Korte, H. 1988: Über Norbert Elias: das Werden eines Menschenwissenschaftlers. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Korte, H. 2005: *Statik und Prozess. Essays*. Wiesbaden: VS.
- Korte, H. 2013: *Biographische Skizzen zu Norbert Elias*. Wiesbaden: VS.
- Krohn, C.-D. 1987: *Wissenschaft im Exil. Deutsche Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler in den USA und die New School for Social Research*. Frankfurt am Main: Campus.
- Kuzmics, H. 2013: Eröffnungsrede auf der Konferenz »Habitue, War and Civilisation. Towards an Understanding of the Bellicose Sides of Society«, Karl-Franzens-Universität Graz, 25. April 2013.
- Mannheim, K. 1970 [1924/1925]: Das Problem einer Soziologie des Wissens. In *Wissenssoziologie, Auswahl aus dem Werk*, eingel. u. hg. von K. H. Wolff. Neuwied: Luchterhand, 509–565.
- Mennell, S. 1988: Die Kultivierung des Appetits. Die Geschichte des Essens vom Mittelalter bis heute. Königstein i. T.: Athenäum.
- Mennell, S. 2006: Elias and the Counter-Ego. *Personal Recollections. History of the Human Sciences*, 19. Jg., Heft 2, 73–91.
- Moebius, S. 2010: Intellektuellensoziologie. Skizze zu einer Methodologie. *Sozialgeschichte Online*, Heft 2, 37–63. [www.stiftung-sozialgeschichte.de](http://www.stiftung-sozialgeschichte.de), Zugriff: 2. April 2013.
- Raulff, U. 2009: *Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben*. München: Beck.
- Rehberg, K.-S. 1982: Form und Prozeß: Zu den katalysatorischen Wirkungschancen einer Soziologie aus dem Exil: Norbert Elias. In P. Gleichmann, J. Goudsblom, H. Korte (Hg.), *Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 101–169.
- Rehberg, K.-S. 2010: Einleitung zur Ad-hoc-Gruppe: Soziologie als Schlüsselwissenschaft der jungen Bundesrepublik. Eine Diskussion über Forschungsdesiderate. In H.-G. Soeffner (Hg.) *Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der DGS*, Wiesbaden: Springer VS, 1–2.
- Said, E. W. 1997: *Götter, die keine sind. Der Ort des Intellektuellen*. Berlin: Berlin Verlag.
- Schröter, M. (Hg.) 1997: *Erfahrungen mit Norbert Elias. Gesammelte Aufsätze*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Stichweh, R. (Hg.) 1999: Niklas Luhmann. Wirkungen eines Theoretikers. Bielefeld: transcript.
- Treibel, A. 2008: Die Soziologie von Norbert Elias. Eine Einführung in ihre Geschichte, Systematik und Perspektiven. Wiesbaden: VS.
- Tuider, E. 2009: Transnationales Erzählen. Zum Umgang mit Über-Setzungen in der Biographieforschung. In H. Lutz (Hg.), Gender-Mobil? Vervielfältigungen und Enträumlichungen von Lebensformen – Transnationale Räume, Migration, Geschlecht. Münster: Westfälisches Dampfboot, 174–193.
- Van Doorn, J. 1965: Die niederländische Soziologie: Geschichte, Gestalt und Wirkung. In J. Matthes (Hg.), Soziologie und Gesellschaft in den Niederlanden. Neuwied, Berlin: Luchterhand, 29–82.
- Wittebur, K. 1991: Die deutsche Soziologie im Exil 1933–1945. Beiträge zur Geschichte der Soziologie, Bd. 1. Münster: LIT
- Welz, F. 2012: Vorläufer, Zeitgenossen und Pioniere: Über den Umgang der Soziologie mit ihren Klassikern. Soziologie, 41. Jg., Heft 2, 158–176.
- Wolf, J., Burkart, G. 2002: Sozialgeschichte der Soziologie als Generationengeschichte. Einige Anmerkungen zur Generationendynamik in der neueren deutschen Soziologie. In diess. (Hg.), Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen. Opladen: Leske + Budrich, 421–436.
- Wolff, K. H. 1988: Die persönliche Geschichte eines Emigranten. In I. Srubar (Hg.), Exil, Wissenschaft, Identität – Die Emigration deutscher Sozialwissenschaftler 1933–1945. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 13–22.
- Wouters, C. 2007: Informalization. Manners and Emotions since 1890. London: Sage.

# Wie mit den Daten umgehen?

## Persönlichkeitsrechte und Datenschutz in der Qualitativen Sozialforschung<sup>1</sup>

*Jo Reichertz*

### 1. Sozialforschung und Recht

Sozialforschung zu betreiben ist, unabhängig davon ob man qualitative oder quantitative Sozialforschung betreibt, immer auch unhintergebar kommunikatives Handeln mit anderen Menschen: Einerseits ist Forschung kommunikatives Handeln mit denen, die man erforschen will, zum anderen aber auch kommunikatives Handeln mit denen, mit denen man zusammen nach bestimmten Standards Forschung betreiben will.

Dieses kommunikative Handeln zwischen Forschenden und zu Erforschenden ist (wie jedes kommunikative Handeln) erst einmal vorgebahnt durch die Regeln und Praktiken der Höflichkeit, des Respekts und Anstandes, die überall gelten, wenn in bestimmten Kulturen Menschen in ihrem Alltag zusammentreffen und miteinander kommunizieren. Diese Regeln ergeben sich aus den jeweils geltenden guten Sitten und den Traditionen, die dort vorherrschen, wo man gerade ist. Diese Regeln und Praktiken sind durchgängig informell und sehr komplex. Man kann deren Einhaltung nicht wirklich einklagen, sondern man kann sie beim Gegenüber nur an-

---

<sup>1</sup> Der hier vorgelegte Beitrag will ausdrücklich kein Ruf nach mehr Verrechtlichung der wissenschaftlichen Forschung sein, sondern ein Plädoyer dafür, offensiv über die verantwortungsvolle und für gute Wissenschaft notwendige Erhebung, Auswertung und Publikation von (auch sensiblen) Daten zu diskutieren, um so mittel- bis langfristig einen stabilen Rahmen für sozialwissenschaftliche Forschung an Universitäten und Forschungsinstituten zu ermöglichen.

mahnen und falls sie nicht erfüllt werden, bleibt nur die Möglichkeit, sich entweder aus dem Geschehen zurückzuziehen oder aber den Nichtbeachter der Regel aus dem Geschehen explizit oder implizit auszuschließen.

Neben diesen allgemeinen, kulturellen Regeln des kommunikativen Miteinanders (und den Regeln der Gesprächsorganisation) gibt es jedoch, sobald Menschen in einem Rechtsstaat in bestimmten Situationen (zum Beispiel beim Eingehen von Verträgen) miteinander umgehen, auch *rechtliche* Vorgaben und institutionelle »Bahnungen«, die mehr oder weniger verbindlich angeben, wie man miteinander umzugehen hat, was getan werden darf und was nicht und welche Folgen es hat, wenn man gegen diese Regeln verstößt. So darf man andere nicht massiv beschimpfen, sie nicht schlagen, sie nicht täuschen, sie nicht belügen oder ihnen Schaden an Leib und Seele zufügen und noch vieles andere mehr.

Solche rechtlichen Regelungen scheinen oder besser: schienen für die Praxis Qualitativer Sozialforschung nicht relevant zu sein – betreibt man doch, so die bislang vorherrschende Ansicht der meisten Forscher/innen, *Wissenschaft* im Auftrag und zum Nutzen der Gesellschaft und kein *Geschäft* zum eigenen Nutzen. Aber diese gesetzlichen Regelungen waren schon immer für wissenschaftliche Forschung relevant – was man sofort erkennt, wenn nicht mehr Herr Dr. Meyer mit Frau Müller vom Haus gegenüber ein privates Gespräch über deren Ehrlichkeit gegenüber dem Finanzamt führt, sondern wenn derselbe Dr. Meyer in seiner Funktion als Hochschulangehöriger im Rahmen eines Forschungsprojekts für das Finanzministerium mit derselben Frau Müller ein Interview führt, in dem er sie über ihre Steuerehrlichkeit befragt, oder wenn Herr Dr. Meyer den Leistungssportler Schulze zum Thema Doping interviewt und von ihm wissen will, ob er Dopingmittel einnimmt und wie er gegebenenfalls die Einnahme kaschiert. In solchen Fällen ist Dr. Meyer nicht mehr der nette Nachbar von nebenan, sondern er ist Vertreter einer Institution, der in Ausübung dieser Funktion mit einer weiteren Person über deren Handlungen spricht. Das Wissen um diese Handlungen kann gegebenenfalls auch für andere relevant sein und kann deshalb für den Interviewten und dessen Familie und Freunde (unangenehme wie angenehme) Konsequenzen haben.

Forscher und zu Erforschende gehen (und gingen) immer dann, wenn sie nach einer Erkundung ihrer gegenseitigen Interessen beschlossen hatten, miteinander zu arbeiten, einerseits ein *Arbeitsbündnis* ein, nämlich sich befragen zu lassen bzw. mithilfe wissenschaftlicher Verfahren zu fragen oder sich beobachten und filmen zu lassen bzw. nach bestimmten Stan-

dards zu beobachten und zu filmen usw., andererseits schließen sie nach geltendem Recht immer auch einen *Vertrag* miteinander ab, unabhängig davon, ob dies in schriftlicher oder mündlicher Form, explizit oder implizit passiert. Dieser Vertrag, dessen Voraussetzungen und dessen Folgen, stehen nur begrenzt im Ermessen der (beiden) Beteiligten, sondern sie werden ganz allgemein durch gesetzliche Vorgaben geregelt, die entweder im *Persönlichkeitsrecht*, im *Vertragsrecht* oder im *Datenschutzrecht* festgelegt sind. Allerdings sind diese rechtlichen Bestimmungen nicht wirklich bekannt bzw. was sie genau für die Forschungspraxis bedeuten, ist bislang weitgehend ungeklärt.

Wichtig ist nun, dass der Gesetzgeber, wenn es um diese Rechtsbereiche geht, der Wissenschaft keine Sonderstellung eingeräumt hat, sondern die Wissenschaft mit privaten Unternehmen gleichsetzt, was bedeutet, dass die Wissenschaft für die Wahrung des Schutzes der Persönlichkeit, der angemessenen Vertragsgestaltung und des hinreichenden Datenschutzes in gleicher Weise zu sorgen hat wie private Unternehmen.

In den letzten Jahren ist die Öffentlichkeit (nicht nur in Deutschland) gegenüber Persönlichkeitsrechten, Datensicherheit und Datenschutz erheblich sensibilisiert worden. Dies nicht nur, weil die Praktiken der international agierenden Nachrichtendienste durch die Presse gingen, sondern auch und vornehmlich, weil bekannt wurde, dass und wie Privatunternehmen wie *Amazon* oder *Google* mit den Daten ihrer Kunden umgehen, was sie in welchem Umfang erheben, wie sie diese Daten nutzen und speichern und an wen sie diese verkaufen bzw. auch kostenfrei weitergeben. Zudem ist die Lage dadurch verschärft worden, dass nicht nur Privatunternehmen und Nachrichtendienste, Hacker und dunkle Geschäftemacher und gegebenenfalls die Polizei auf analog oder digital gespeicherte Daten (mit und ohne Gerichtsbeschluss) zugreifen können, sondern auch eine Fülle von privaten Ermittlern in großen Firmen (wie *Deloitte*) und manchmal auch schon in kleinen Unternehmen, die im Auftrag von anderen Firmen bei Einstellungen, Kreditvergaben oder Leumundszeugnissen professionell Datenbanken aller Art durchforsten, um über bestimmte Personen Wertbares und Relevantes zu ermitteln und zu verkaufen. Dabei könnten alle die oben genannten Akteure nicht nur auf die Daten zugreifen, welche die Menschen mehr oder weniger absichtsvoll selbst angefertigt und ins Netz gestellt haben, sondern auch auf Daten, die andere Institutionen über sie gesammelt und/oder ausgewertet haben. So könnten die oben genannten Akteure (nicht nur theoretisch) auch versuchen, auf Daten zuzugreifen, welche Wissenschaftler/innen zu wissenschaftlichen Zwecken von be-

stimmten Personen und zu bestimmten Problemen erhoben und auf ihren Rechnern oder in Clouds (Dropbox etc.) gespeichert haben.

Diese Sensibilisierung hat auch dazu geführt, dass nicht nur von der Politik und den Gewerkschaften, sondern vornehmlich auch von der Wissenschaft den Privatunternehmen erhebliche Auflagen gemacht wurden, welche Daten sie unter welchen Bedingungen erheben, auswerten und weitergeben dürfen. Da die gesetzlichen Regelungen jedoch nicht nur für die Privatunternehmen, sondern auch für die Wissenschaft gelten und sich in den letzten Jahren veränderten, haben sich auch die Rahmenbedingungen für Sozialforschung deutlich gewandelt.<sup>2</sup>

In den ersten Jahren der Qualitativen Sozialforschung ließ sich oft beobachten, dass die Forscher/innen in Stellvertretung der zu Erforschenden selbst einschätzten, was man den zu Erforschenden zumuten konnte, wann ihre Daten sicher gespeichert und wann ihre Persönlichkeitsrechte gewahrt waren. Ganz gewiss sind die Forscher/innen mit dieser »stellvertretenden Rechtswahrung« nicht leichtfertig, sondern eher skrupulös umgegangen. Dennoch ist es immer bedenklich, wenn derjenige, der an etwas Bestimmtem interessiert ist (in diesem Fall daran, jemanden dazu zu bewegen, bei einer Forschungsarbeit mitzuwirken), selbst und als einziger darüber entscheidet, ob die jeweils für diesen Fall geltenden Rechtsnormen auch hinreichend berücksichtigt werden.

Es spricht jedoch nichts dagegen, sondern alles dafür, den Erforschten selbst das Recht und die Kompetenz zuzusprechen, darüber zu entscheiden, was sie unter welchen Umständen mit wem, mit welchen Chancen und Risiken tun möchten. Aber um dies entscheiden zu können, muss man die zu Erforschenden hinreichend genau darüber informieren, welche Folgen (kurzfristige, mittelfristige und langfristige) damit einhergehen, wenn sie sich zu Forschungszwecken entweder beobachten oder interviewen lassen oder Artefakte zur Verfügung stellen.<sup>3</sup>

---

2 Vgl. dazu das Bundesdatenschutzgesetz (BDSG) in der aktualisierten, nicht amtlichen Fassung vom 20. Dezember 1990 (BGBl. I, S. 2954), neugefasst durch Bekanntmachung vom 14. Januar 2003 (BGBl. I, S. 66), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 2009 (BGBl. I, S. 2254), durch Artikel 5 des Gesetzes vom 29. Juli 2009 (BGBl. I, S. 2355 [2384]) und durch Gesetz vom 14. August 2009 (BGBl. I, S. 2814). [www.bfdi.bund.de/bfdi\\_wiki/index.php/Bundesdatenschutzgesetz](http://www.bfdi.bund.de/bfdi_wiki/index.php/Bundesdatenschutzgesetz) (letzter Aufruf: 10. Dezember 2014).

3 Nur nebenbei sei bemerkt, dass es zwar Untersuchungen darüber gibt, wie die Teilnahme an *Fernsehsendungen* das Leben ganz normaler Menschen teils gravierend verändert hat (Bente, Fromm 1997; Reichertz 2000; Goldner 1996), dass es aber bislang keine Studien darüber gibt, was Menschen widerfahren ist, die an einer wissenschaftlichen Studie teilgenommen haben. Hier besteht noch erheblicher Forschungsbedarf.

In der Praxis der Qualitativen Sozialforschung galt lange Zeit auch, dass man das Thema der Persönlichkeitsrechte und des Datenschutzes besser nicht thematisierte, sondern nach dem Motto: »Wo kein Kläger, da auch kein Angeklagter und Richter und auch kein Urteil abwartete – weshalb das Rechtsverhältnis zwischen Erforschten und Forschern/innen in der Praxis der Sozialforschung oft im Graubereich blieb. Denn klar war und ist, dass die gesetzlichen Vorgaben den Alltag und die Praxis jeder Art von Sozialforschung verändern. Selbst offizielle Stellen (Fachverbände, Drittmittelgeber etc.) handelten nach der Maxime *duck and cover* und schienen zu hoffen, dass man um eine Klärung der Rechtsfragen herumkäme.

All dies hat sich mit der flächendeckenden Einführung von *Datenschutzbeauftragten* und *Zertifizierungsagenturen* verändert. Denn mit der Beschäftigung von Datenschutzbeauftragten in Hochschulen ist Forschung nicht mehr ein Arbeitsbündnis und Vertrag zwischen *zwei* Parteien, sondern zwischen *drei* Parteien – was Forschung nicht einfacher macht. Der/die Datenschutzbeauftragte hat nämlich darauf zu achten, dass an der Institution, an der er/sie beschäftigt ist, die entsprechenden gesetzlichen Regelungen bei Forschungen aller Art eingehalten werden. Was aber diese Regelungen im Forschungsalltag konkret bedeuten, das liegt in seinem/ihrer Ermessen.

Eine vergleichbare Situation findet sich auch bei den privaten Forschungsinstituten – nur dass es hier die Zertifizierungsinstitute sind, welche die Rolle des/der Datenschutzbeauftragten übernehmen. Für die privaten Forschungsinstitute ist existenziell wichtig, dass sie von einer externen Institution hinsichtlich der Güte ihres Datenschutzes zertifiziert werden. Um diese Zertifizierung zu erreichen, müssen sie einerseits ein umfangreiches Datenschutzkonzept vorlegen und andererseits auch ihre Forschungspraxis danach ausrichten. Letzteres wird in regelmäßigen Abständen geprüft. Verfügen private Forschungsinstitute nicht über ein solches Zertifikat, ist es nur sehr schwer möglich, von öffentlichen oder privaten Geldgebern einen Auftrag zu erhalten, sind doch auch jene verpflichtet, bei der Erteilung von Aufträgen sicher zu stellen, dass die Datenschutzregelungen eingehalten werden.

Wie man mit dem neuen Akteur, also mit dem Datenschutzbeauftragten oder der Zertifizierungsinstitution umgeht, darüber gibt es bislang weder Berichte, noch systematische Untersuchungen. Sicher ist nur, dass dieser Dritte die Forschungspraxis maßgeblich verändert hat und weiter verändern wird. Und da Zertifizierungen und Datenschutzbeauftragte immer auch Geld kosten, werden einige Anbieter über die Kosten aus dem

Feld gedrängt werden bzw. es entwickelt sich ein anderer Markt, auf dem andere Regeln gelten. Sicher ist auch, dass sich neben den formalen Vorgaben im Feld auch informelle Umsetzungspraktiken ergeben werden (vgl. von Groddeck, Wilz 2015) und dass es lohnenswert ist, diese zum Gegenstand qualitativer Sozialforschung zu machen.

## 2. Forschung unter Wahrung des Rechts auf persönliche Selbstbestimmung

Da Forscher/innen und zu Erforschende, wenn sie beschließen zusammenzuarbeiten, immer auch einen Vertrag aushandeln und schließen, müsste es sich in der Sozialforschung von selbst verstehen, dass die zu Erforschenden wissen, worauf sie sich einlassen, welche Vor- und Nachteile sie erwartet, wer von den Familienangehörigen, Freunden, Kollegen, Nachbarn und Bekannten davon betroffen sein wird, was mit den erhobenen Daten zu welchem Zweck geschieht und auch ob und an welcher Stelle die Ergebnisse der allgemeinen Öffentlichkeit oder nur einem Fachpublikum zugänglich gemacht werden. Zudem sollten sie wissen, wie die Forschenden mit den Daten weiter verfahren; sie fixieren, speichern und schützen werden, ob sie die Daten nach Gebrauch löschen, für eine *sekundäre Auswertung*<sup>4</sup> an Kollegen/innen direkt weitergeben oder einem entsprechenden Archiv überlassen wollen.<sup>5</sup>

Diese und weitere Fragen sind aus Sicht der zu Erforschenden sinnvoll und angemessen. Wissenschaftler/innen dürfen keine Versicherungsvertreter oder Bankberater sein, die ihre Kunden im Bedarfsfall oft nur ungenau und in einem Fachjargon über die Risiken und Chancen von Wertpapieren oder Versicherungen informieren.

Wenn Datenschutzbeauftragte, Hochschulleitungen, Politiker/innen oder Wissenschaftler/innen die Position vertreten, dass alle zu Erforschenden von den Forschenden *vor* der Forschung in die Lage versetzt werden müssen, alle Entscheidungen bewusst und in Kenntnis aller relevanten Fakten treffen zu können (und es wird in der Wissenschaft zu diskutieren

---

4 Zu dem zur Zeit stark diskutierten Problem der sekundären Nutzung qualitativer Daten siehe Corti, Witzel, Bishop 2005; Medjedović, Witzel 2005, Huschka, Knoblauch, Oellers, Solga 2013; kritisch hierzu Hirschauer 2014.

5 Allgemein hierzu Bergmann, Eberle 2005; speziell zum Bremer Archiv Opitz, Witzel 2005.

sein, ob es dazu Alternativen gibt), dann kann man als Wissenschaftler/in – um ein Beispiel zu nennen – nicht mehr zu den Erforschenden sagen, man habe vor, mit ihnen ein Gespräch über deren religiöse Sozialisation zu führen. Stattdessen wird man sagen müssen, was die genaue Fragestellung der Forschung, wer die Auftraggeber und was die Ziele sind: Will man – so weiter in diesem Beispiel – die religiösen Eiferungsprozesse untersuchen, da man im Auftrag des Familienministeriums nach Möglichkeiten der Radikalisierungsprävention forscht, oder betreibt man diese Forschung, weil man im Auftrag strenggläubiger Organisationen des Islam erkunden möchte, wie der Missionierungsprozess optimiert werden kann, oder will man im Auftrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft ermitteln, ob und in welcher Weise der Säkularisierungsprozess auch bei in Deutschland lebenden Muslimen zu beobachten ist?

Und man wird darüber hinaus den zu Erforschenden mitteilen müssen, ob man die erhobenen Daten mit SPSS zu Statistiken weiterverarbeiten, ob man inhaltsanalytisch das Gesagte klassifizieren und verdichten oder ob man mithilfe hermeneutischer Verfahren die individuellen und sozialen Prozesse verstehen möchte, die den Eiferungsprozess vorantreiben. Spätestens an diesem Punkt stellt sich dann die Frage, ob man die zu Erforschenden auch darüber informieren muss, was man mit der jeweiligen Methode erreichen kann, und ob es den zu Erforschenden auch Recht ist, wenn man dies erreicht.

Zu den Persönlichkeitsrechten der zu Erforschenden gehört sicherlich auch das Recht, nach der Fixierung der Daten noch einmal zu prüfen, ob diese Fixierung als Grundlage der weiteren Forschung ihren Vorstellungen entspricht, oder ob sie möglicherweise unfreiwillig Schädigendes oder Unangenehmes über sich und andere gesagt haben, was sie nicht hätten sagen sollen oder wollen. Wenn Letzteres der Fall sein sollte, stellt sich die Frage, ob die zu Erforschenden die Daten in ihrem Sinne überarbeiten dürfen/sollen/ müssen – bevor sie diese für die Analyse freigeben. Letzteres ist im Übrigen ein *Procedere*, das in politischen, journalistischen oder unternehmerischen Kontexten für Sozialforscher/innen eine fast tägliche Erscheinung ist: die interviewten Politiker/innen, Medienmacher/innen, Unternehmer/innen und Unternehmensberater/innen, Gewerkschafter/innen, Polizisten/innen, Mediziner/innen, Hochschullehrer/innen etc. erwarten, dass sie die transkribierten Interviews oder die erhobenen Daten durchsehen und redigieren dürfen. Gleiches gilt in diesen Kontexten auch für die später zu publizierenden Berichte. Auch hier wird der Druck größer, dass

Wissenschaftler die Publikationen den Untersuchten vorlegen und deren Plazet einzuholen haben.

Die Probleme, die mit der Sicherstellung der Persönlichkeitsrechte der zu Erforschenden einhergehen, verändern und vergrößern sich, wenn nicht die zu Erforschenden alleine die damit verbundenen Fragen diskutieren, sondern wenn Datenschutzbeauftragte oder Zertifizierungsanstalten als vermeintliche Stellvertreter der zu Erforschenden deren Interessen im Vorgriff und unter in Rechnungstellung aller Eventualitäten wahrnehmen. Hier stellen sich die oben formulierten Fragen erneut – nur schärfer, da die Entscheidungslogik der Datenschutzbeauftragten bzw. der Zertifizierungsinstitute eine andere ist als die der Betroffenen. Schließlich ist zu fragen, wie fachkompetent die jeweiligen Personen bzw. Institutionen sein müssen, um die Angaben und Erläuterungen der Forschenden beurteilen zu können.

Alternativ zu den bereits erwähnten pragmatischen Grauzonen kann sich an den Universitäten eine Eskalationsspirale bilden, die von zwei beachtlichen Energien vorangetrieben wird: Einerseits von dem Wunsch der Datenschutzbeauftragten, zu regeln und zu überwachen, und andererseits dem Wunsch der Forschenden, zu unterlaufen und zu umgehen. Einmal in Gang gesetzt, dreht sich die Spirale fast zwangsläufig immer weiter, was weder für die Erforschten, noch für die Forscher/innen, die Hochschulen und die Wissenschaft von Vorteil sein dürfte.

Ein weiteres Beispiel zur Plausibilisierung: Wollte man die Ansprüche, die von Politiker/innen und Wissenschaftler/innen gegenüber Privatfirmen vorgetragen werden, auf die Forschung übertragen (zum Beispiel die Forschung mit Interviews), dann ließe sich daraus leicht ableiten, dass bei jeder Forschung mit Interviews *vor* dem Interview eine Einverständniserklärung der zu Erforschenden einzuholen ist, aus der hervorgeht, dass die zu Interviewenden die Fragestellung, die Ziele des Forschungsprojektes und die Art der Datenauswertung kennen und verstanden haben. Darüber hinaus wäre *nach* dem Interview eine schriftliche Erklärung notwendig, dass sie, jetzt in Kenntnis dessen, was im Einzelnen gefragt wurde und wohin das Interview führte, noch immer damit einverstanden sind, dass die Daten verwendet werden.

Da Menschen dazu neigen, ihre Ansichten und Entscheidungen zu revidieren, wenn sie darüber geschlafen haben und ihr Tun mit Abstand betrachten, wäre es sicherlich ebenfalls angemessen, nach 14 Tagen erneut anzufragen, ob sich an der früheren Entscheidung etwas geändert hat. Gleiches könnte man immer wieder und zwar an jeder relevanten Stelle der

Forschung erfragen – so zum Beispiel nach der Analyse der Daten, vor und nach der Erstellung des Abschlussberichts, vor der Publikation der entsprechenden Ergebnisse, vor dem Neuabdruck, vor einer Übersetzung und natürlich vor der Weitergabe der Daten an andere. Und falls der/die Interviewte verstorben sein sollte, könnte man seine/ihre Rechtsnachfolger fragen, ob sie mit der weiteren Nutzung der Daten einverstanden sind.

Solange nicht (rechtlich) geklärt ist, ob es einen Zeitpunkt gibt, ab dem die Erforschten endgültig und unwiderruflich die erhobenen Daten freigeben haben, braucht man nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, dass Datenschützer in Befolgung ihrer Aufgaben nicht nur darauf bestehen, dass dieses Procedere zur Routine jeder Forschung wird, sondern dass sie auch immer wieder prüfen wollen, ob die entsprechenden Einverständniserklärungen schriftlich eingeholt, dokumentiert und archiviert wurden.

### 3. Datensicherheit

Zu der Verpflichtung, die erforschten Personen, deren Familie, deren Angehörige, deren Freunde, Kollegen und Bekannte vor jedem Schaden zu bewahren, der aus der Teilnahme an einer wissenschaftlichen Forschung resultieren kann, gehört auch, dass die erhobenen Daten so gesichert werden, dass Unberechtigte keinen Zugriff darauf haben. All dies ist im Datenschutzgesetz ziemlich eindeutig und detailliert geregelt.

Zu einer Sicherung der Transkripte, Memos, Aufzeichnungen, Artefakte etc. gehört nicht nur, dass diese Daten auf einem passwortgeschützten Computer oder in einem abgeschlossenen Schrank oder in einem Safe verschlossen werden, sondern jedes Sicherheitskonzept beinhaltet:

- die *Zutrittskontrolle* (nicht jeder darf die Räume betreten, in denen Daten aufbewahrt werden),
- die *Zugangskontrolle* (nicht jeder darf auf die Daten zugreifen können), zudem
- die *Zugriffskontrolle* (Daten dürfen nicht beliebig kopiert oder verändert oder transportiert werden),
- die *Weitergabekontrolle* (ist der Transport von Daten so gesichert, dass keine Verfälschung oder keine Kopie erfolgen kann),
- die *Eingabekontrolle* (wer darf wo mit welchem Verfahren Daten eingeben oder verändern),

- die *Auftragskontrolle* (werden Daten extern zur Aufbereitung weitergegeben, muss sichergestellt werden, dass der Auftragnehmer die Datenschutzbedingungen in entsprechender Weise einhält),
- die *Verfügbarkeitskontrolle* (Daten müssen gegen zufällige oder absichtsvolle Zerstörung oder Entwendung gesichert sein) und
- das *Trennungsgebot* (zu unterschiedlichen Zwecken erhobene Daten müssen voneinander getrennt gespeichert und bearbeitet werden).

Um alle diese Aufgaben bewältigen zu können, bedarf es einer Fülle von organisatorischen, technischen und finanziellen Aufwendungen, die nicht zu unterschätzen sind und die auch manchen Forscher gleich in mehrfacher Hinsicht überfordern. Beispielhaft hierfür steht der Umgang mit dem digitalen Datenspeicherplatz. Es versteht sich nämlich von selbst, dass der eigene Rechner zuhause als unsicher gilt, ebenso die mittlerweile beliebten Clouds, die von verschiedenen privaten Unternehmen (Google, Telekom, Dropbox usw.) angeboten werden. Sie werden alle als »nicht sicher« eingestuft. Als sicher gelten zurzeit vor allem universitätseigene und dort nach bestimmten Verfahren gesicherte Server. Diese sind sicher, da sie als »sicher« von den Universitäten ausgeflaggt und als solche angeboten werden. Ob sie tatsächlich sicher sind, mag man angesichts des Alltags des weltweiten Datendiebstahls bezweifeln.

Eine ähnliche Situation findet sich bei den WLAN-Verbindungen. Da heutzutage Dateneingabe, Datenverwaltung und Datenanalyse auf Rechnern vorgenommen werden, die mit WLAN arbeiten, muss auch die WLAN-Verbindung den höchsten Sicherheitsstandards der Verschlüsselung entsprechen. So sinnvoll solche im Interesse der Erforschten formulierten Vorgaben sind, bringen sie doch insbesondere kleinere private Unternehmen in Bedrängnis. Aber vor allem Studierende und Forschende, die zu Qualifikationszwecken eigene Forschung betreiben, besitzen kaum die Möglichkeit, solche Sicherheitsstandards zu erfüllen.

#### 4. Anonymisierung

Bei der Anonymisierung von Daten lassen sich zwei Phasen und zwei Richtungen der Anonymisierung unterscheiden. Einerseits gibt es die Anonymisierung *sofort nach Erhebung* der Daten. In dieser Phase werden die Klardaten/Klarnamen der Untersuchten durch fiktive Daten ersetzt. Zu-

sätzlich wird zu jedem Fall ein Datenblatt angelegt, auf dem notiert wird, welche fiktiven Daten den Klardaten und Klarnamen entsprechen. Diese Form der Anonymisierung dient dazu, ein Erkennen der jeweiligen Person und Institution während des Analyseprozesses (auf den ersten Blick) zu verhindern. Diese erste Anonymisierung darf jedoch nur strukturell unbedeutende Merkmale der Daten erfassen, sollen doch möglichst alle Merkmale des untersuchten Falles erhalten werden und damit auch interpretierbar sein.

Eine zweite Anonymisierung wird in der Regel dann vorgenommen, wenn die Daten bzw. die Analyse der Daten publiziert werden sollen. Hier ist eine sehr viel umfangreichere und tiefer greifende Anonymisierung der Daten erforderlich. Ziel der Anonymisierung ist jetzt zu verhindern, dass Außenstehende (und wenn möglich auch die Beteiligten selbst) die Fälle und involvierten Personen wieder erkennen und diese somit Gegenstand privater oder öffentlicher Diskussionen werden. Bei dieser Art der Anonymisierung kommt es weniger darauf an, die Merkmale eines Falles zu erhalten, sondern vielmehr den Fall in seiner *Einzigartigkeit* zu verschleiern und dennoch seine Typik beizubehalten und sichtbar zu machen.

Anonymisierungen lassen sich, das wurde eben schon sichtbar, auch nach den zwei Anonymisierungsrichtungen unterscheiden: Einerseits kann sich die Anonymisierung nach *innen* richten, also darauf, dass die Familienangehörigen, Freunde, Kollegen und Nachbarn des/r Erforschten den/die Auskunftgeber/in nicht erkennen oder dass der/die Erforschte sich selbst nicht wiedererkennt. Andererseits kann sich die Anonymisierung nach *außen* richten, also darauf zu verhindern, dass die Öffentlichkeit oder Institutionen den Fall und die in ihn verwickelten Personen identifizieren können.

Natürlich ist es sehr viel leichter, Herrn Schmitz aus Siegen zu anonymisieren, der ein Interview über Arbeitslosigkeit gegeben hat, als die Daten einer Felduntersuchung in einem Polizeipräsidium: Denn es gibt nicht so viele Polizeipräsidien in Deutschland. Noch schwieriger wird es, wenn man einen führenden Automobilkonzern oder einen Parteivorsitzenden oder eine hervorgehobene Persönlichkeit des öffentlichen Lebens anonymisieren soll. Muss man Personen oder Institutionen anonymisieren, die sehr leicht identifizierbar sind, reicht es nicht aus, nur den Namen zu ändern, sondern man wird massive Veränderungen an den Daten vornehmen müssen, um eine Identifizierung durch die Öffentlichkeit zu vermeiden. Dies führt aber leicht dazu, dass die publizierte Datenanalyse an Plausibilität verliert, da die Datenlage ja nicht mehr stimmt. Dies muss aus meiner Sicht

jedoch hingenommen werden, da der Schutz der Person oder Institution in diesem Fall Vorrang hat.

Sehr viel schwieriger ist es, die Daten nach innen zu anonymisieren, also so zu verfremden, dass die Erforschten und deren Umfeld den Fall nicht wiedererkennen. Dies ist im Prinzip nicht oder nur sehr schwer möglich. Wenn die Erforschten sich selbst nicht wiedererkennen, dann ist in der Regel die Analyse falsch gelaufen. Gleiches gilt für deren Ehepartner, Familienangehörige oder gute Freunde: Wer jemanden sehr gut kennt, der wird immer bestimmte Übereinstimmungen erkennen und begründete Vermutungen darüber anstellen können, mit wem er es in diesem Fall zu tun hat. Zentral für jede Anonymisierung ist, dass in den Daten dokumentierte kleine wie große Übertretungen der rechtlichen Normen nicht bestimmbar Personen zugeordnet werden können. Arbeitsämter dürfen also nicht schwarz arbeitende Leistungsempfänger erkennen und verfolgen können und Polizisten keine Straftäter.

All diese Anonymisierungsarbeiten müssen sorgfältig und keineswegs schematisch durchgeführt werden. Auch hier muss in jedem Einzelfall überlegt werden, wie man vorgeht und welche Maßnahmen ergriffen werden müssen. Gegebenenfalls muss mit den Erforschten Rücksprache gehalten werden, ob aus ihrer Sicht die Anonymisierung hinreichend ist.

## 5. Das magische Viereck:

### Kontext, Methodologie, normativer Rahmen, Ressourcen

Für den Alltag der wissenschaftlichen Forschung sind jedoch nicht nur die rechtlichen Rahmenbedingungen relevant. Darüber hinaus gestalten drei weitere Faktoren die Forschungspraxis.

Der institutionelle Rahmen, in dem Forschung stattfindet, spielt bei der Ausgestaltung von Forschung eine wesentliche Rolle. Damit sind zum einen die konkrete Fragestellung des Forschungsvorhabens und zum anderen das damit verbundene, mittelfristige oder langfristige Erkenntnisziel gemeint. Dabei ist die Einbettung der jeweiligen Forschung von großer Bedeutung: Handelt es sich um einen Teil eines Qualifikationsverfahrens (Magisterarbeit, Promotion oder Habilitation), geht es um ein selbstfinanziertes Forschungsvorhaben oder stellt die DFG oder die VW-Stiftung o.ä. die Gelder zur Verfügung, handelt man im Auftrag eines Ministeriums

oder eines Privatunternehmens oder forscht man im Auftrag von politischen oder religiösen Akteuren? Mit diesem »Rahmen« gehen Handlungsfolgen einher, die für die Forschungsarbeit selbst relevant sind: Es macht nämlich einen Unterschied, ob man mit der Forschungsarbeit zu einem/r Dr. phil. promoviert werden oder ob man mit der Forschungsarbeit auf die Mängel im Erziehungswesen hinweisen und diese beseitigen möchte; ob die Firma XY von dem/der Forscher/in bestimmte Ergebnisse erwartet oder der innerbetriebliche Aufstieg von der Güte und Akzeptanz einer Studie abhängt.

Eine weitere relevante Rahmenbedingung ist die theoretische Einbettung der Forschung und die damit verbundenen Anforderungen, die mit einer bestimmten sozialwissenschaftlichen Theoriebildung, einer bestimmten Methode und einer bestimmten Methodologie einhergehen. Meist finden sich in Einführungen in die Qualitative Sozialforschung Vorgaben, wie bei bestimmten Fragestellungen im Rahmen einer bestimmten Methodik zu verfahren ist, also welche Daten wie zu erheben und auszuwerten sind, so dass leicht der Eindruck entsteht, dass jede/r Forscher/in, der/die eine bestimmte Fragestellung verfolgt, nur mit einer bestimmten Methode auf eine ganz bestimmte Weise arbeiten dürfe, weil alles andere unangemessen sei und damit zu falschen Ergebnissen führe. Die oft in diesem Kontext zu hörende Rede von der »Methodenpolizei« adressiert nicht nur den Sachverhalt, dass die späteren Leser/innen einer Studie darauf achten, ob man eine Methode dem jeweiligen Kanon entsprechend angewendet hat, sondern auch beurteilen, ob die jeweilige Fragestellung bestimmten methodologischen Überlegungen entsprechend praktisch in ein methodisches Vorgehen umgesetzt wurde – und dies alles im Kontext einer bestimmten Theorie.

Die dritte Gruppe von Bedingungen, die bei der Gestaltung von Forschung bedeutsam ist, beinhaltet die oben behandelten rechtlichen und normativen Rahmenbedingungen, die einerseits entweder implizit oder explizit festlegen, wie man Daten erhebt, wie man sie sichert und wie man die Erforschten vor Schäden aller Art schützt, was man öffentlich sagen darf und was nicht, und wo und wie man Ergebnisse formuliert und publiziert. Da diese weiter oben bereits ausführlich behandelt wurden, sollten diese Andeutungen genügen.

Die vierte Gruppe von Bedingungen enthält jene Ressourcen aller Art, die allen Forscher/innen prinzipiell nur begrenzt zur Verfügung stehen, wenn sie Forschung betreiben. Damit sind einerseits die finanziellen, andererseits die zeitlichen und schließlich die personellen Ressourcen gemeint.

Es macht einen großen Unterschied, ob man nur mithilfe seiner eigenen Arbeitskraft innerhalb von drei Monaten und selbstfinanziert eine Studie durchführen muss oder ob man ein Forschungsteam mit sechs Mitarbeiter/innen, einer eingearbeiteten Verwaltung und einer guten Infrastruktur hinter sich hat (allgemein dazu Huschka et al. 2013), mit der man über die DFG finanziell gut ausgestattet über sechs Jahre hinweg eine Fragestellung erkunden kann. Auch zu diesem Feld, also zum Alltag der privat finanzierten Forschung, liegen bislang keine Untersuchungen vor.

Man würde falsche Hoffnungen befeuern, würde man versprechen, dass es im wissenschaftlichen Alltag für das *magische Viereck* eine Lösung gibt, dass sich also die einzelnen Faktorenbündel so austarieren lassen, dass alle hinreichend berücksichtigt sind und somit *sehr gute* Forschung möglich ist, die allen Anforderungen entspricht. Leider ist dem nicht so, weil die verschiedenen Faktoren einander gerade nicht unterstützen oder gar verstärken. Stattdessen stehen diese Faktoren meistens in deutlichem *Widerspruch* zueinander und die Berücksichtigung der einen Seite ist nur mit Abstrichen auf der anderen Seite zu erkaufen. So erfordert die Methodologie oft viel, was nicht finanzierbar, was rechtlich nicht möglich und was innerhalb des institutionellen Rahmens auch gar nicht erwünscht ist. Auch sind die Ziele, die man verfolgt, oft mithilfe der zur Verfügung stehenden Methoden und Theorien so nicht zu klären oder widersprechen dem Rechtsrahmen oder sie sind mit den personellen Ressourcen nicht zu verwirklichen.

Kurz: In der Praxis qualitativer wie quantitativer Forschung wird es meines Erachtens nie möglich sein, allen hier genannten Ansprüchen und Voraussetzungen und Rahmenbedingungen in vollem Umfang gerecht zu werden. Man wird immer wieder in jedem Einzelfall prüfen müssen, welchen Faktoren Vorrang zu geben ist und welche anderen Faktoren dabei entweder auf der Strecke bleiben oder an Bedeutung verlieren dürfen. Diese Prüfung kann einem Forscher, einer Forscherin letztlich niemand abnehmen. Er bzw. sie muss selbst verantworten, ob sich in diesem magischen Viereck eine Lösung findet, die er/sie gegenüber den verschiedenen Ansprüchen mit guten Gründen vertreten und verteidigen kann. Dabei muss er/sie sich allerdings gewiss sein, dass es immer von verschiedenen Seiten Unzufriedenheiten geben wird, dass man also entweder aus methodisch-methodologischer, aus rechtlicher oder aus institutioneller Sicht gewisse Mängel feststellen und rügen kann.

Aus dem hier Ausgeführten sollte klar geworden sein, dass der einzelne Forscher und die einzelne Forscherin zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht

wirklich in der Lage sind, allen methodisch-methodologischen, rechtlichen, ressourcenbezogenen und institutionellen Anforderungen an eine Sozialforschung gerecht zu werden – schon allein deshalb, weil er/sie zum Beispiel die Rechtslage nicht wirklich überblickt. Gewiss kann man heute den Anforderungen an den *Datenschutz* (Zugangssicherung, Zugriffssicherung und Weitergabekontrolle etc.) mit dem hinreichenden Einsatz von Arbeit, Organisation und Geld gerecht werden – was immer auch Folgen für die Zusammenarbeit untereinander und mit anderen Wissenschaftlern hat.<sup>6</sup>

Sehr viel schwieriger wird es jedoch sein, den Anforderungen gerecht zu werden, die darauf abzielen, die zu Erforschenden hinreichend genau über die Ziele des Forschungsvorhaben, seine Einbettung und über die jeweiligen Methoden der Auswertung zu informieren. Hier besteht durchaus Anlass zu der Sorge, dass die Daten, die man aus einem solchen Arbeitsbündnis erhält, vor dem Hintergrund sehr unterschiedlicher Vorstellungen, Erwartungen und Interessen (von den zu Erforschenden und/oder den Datenschutzbeauftragten) mehr oder weniger systematisch bereinigt und geglättet werden – somit auch ihre Bedeutung für die Forschung verlieren.

Ohne Zweifel wirken sich die genannten Rahmenbedingungen auf die verschiedenen Verfahren der Qualitativen Sozialforschung unterschiedlich aus. Was sie im Einzelnen für *teilnehmende* (oder gar die *verdeckte*) *Feldforschung*, für das *Aufzeichnen* von privaten oder öffentlichen Situationen mit Tonbandgeräten oder Kameras, für das Führen von Gesprächen aller Art bedeuten, kann hier nicht abgeschätzt werden. Auch über die Verwendung von öffentlich zugänglichen Artefakten, die an Personen, Felder und Institutionen gekoppelt sind, kann zurzeit nur spekuliert werden.

Hier sind aus meiner Sicht die einzelnen Forscher/innen überfordert und es ist nicht nur der Gesetzgeber gefragt, sondern die wissenschaftlichen Fachgesellschaften, die Drittmittelgeber und hier vor allem die DFG und die VW-Stiftung – darüber hinaus die Forschungsrektor/innen der Universitäten sowie die Hochschulrektorenkonferenz und der Wissenschaftsrat (Wissenschaftsrat 2012).

---

<sup>6</sup> Sobald man mit Kollegen/innen aus anderen Ländern zusammenarbeitet, verkompliziert sich allerdings die Situation. Internationale Kooperationen werden deutlich erschwert, da es sich hier um einen Datenfluss ins Ausland handelt, der besonderen Bedingungen unterliegt. So ist es unter anderem nicht möglich, dass die Kollegen/innen aus dem Ausland auf das in Deutschland gespeicherte Material zugreifen können. Da der deutsche Datenschutz nur für die in Deutschland gespeicherten Daten gilt, könnte es bei internationalen Projekten die Regel werden, dass alle Daten auf einem Server außerhalb Deutschlands gespeichert werden.

Eher kurzfristig als mittel- oder langfristig muss im Interesse der Forschung, insbesondere im Interesse der Forscher und Forscherinnen an Universitäten und Instituten Klarheit geschaffen werden, welche Daten unter welchen Bedingungen erhoben, mit welchen Methoden ausgewertet und in welcher Weise anderen zugänglich gemacht und publiziert werden dürfen. Solange eine solche Klärung nicht erreicht ist, muss jeder Wissenschaftler, muss jede Wissenschaftlerin für sich selbst klären, was er/sie verantworten kann, wie er/sie in einem bestimmten Falle die verschiedenen Bedingungen und Anforderungen zusammenführen und eine Forschungsarbeit vorlegen kann, die sowohl die Rechte der Erforschten als auch die Anforderungen an eine wissenschaftliche Arbeit und die zur Verfügung stehenden Mittel hinreichend berücksichtigt. Deshalb ist Forschung nicht nur für die Erforschten, sondern auch für die Forscher und Forscherinnen ein riskantes Geschäft.

Neben den oben angesprochenen notwendigen Klärungsprozessen, die insbesondere für den wissenschaftlichen Nachwuchs und für Forschungsinstitute essentiell sind, sollte (nicht nur in Deutschland und nicht nur von den Fachgesellschaften) offensiv ein gesellschaftlicher Diskurs darüber geführt werden, ob die Sozialwissenschaften (wie zum Beispiel auch die Medizin) nicht einen anderen Umgang mit ihren Daten benötigen als private Unternehmen, wollen sie ihrer gesellschaftlichen Aufgabe gerecht werden: Wer von der Wissenschaft erwartet, dass sie gültige oder belastbare Aussagen zu gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen produziert, die auch Grundlage für Kritik und Neuerung sein können, sollte für die Wissenschaft auch den Rahmen schaffen, dass sie mit den Daten arbeiten kann, die dies erst möglich machen.

## Literatur

- Bente, G., Fromm B. 1997: Affektfernsehen. Opladen: Leske + Budrich.
- Bergman, M.M., Eberle T.S. (Hg.) 2005: Qualitative Forschung, Archivierung, Sekundärnutzung: Eine Bestandsaufnahme. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 6(2). Verfügbar über: [www.qualitative-research.net/fqs/fqs-e/inhalt2-05-e.htm](http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs-e/inhalt2-05-e.htm). (Letzter Zugriff: 15. Dezember 2014).
- Corti, L., Witzel, A., Bishop, L. (Hg.) 2005: On the Potentials and Problems of Secondary Analysis. An Introduction to the FQS Special Issue on Secondary Analysis of Qualitative Data [13 paragraphs]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 6(1), Art. 49. Verfügbar über: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0501495>. (Letzter Zugriff: 13. Oktober 2014).
- Goldner, C. 1996: Meiser, Fliege & Co. psychologie heute, Heft 6, 20–27.
- Hirschauer, S. 2014: Sinn im Archiv? Zum Verhältnis von Nutzen, Kosten und Risiken der Datenarchivierung. Soziologie, 4. Jg., Heft 3, 300–312.
- Huschka, D., Knoblauch, H., Oellers, C., Solga, H. (Hg.) 2013: Forschungsinfrastrukturen für die qualitative Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Medjedovic, I., Witzel, A. 2005: Sekundäranalyse qualitativer Interviews. Verwendung von Kodierungen der Primärstudie am Beispiel einer Untersuchung des Arbeitsprozesswissens junger Facharbeiter. [78 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 6(1), Art. 46, Verfügbar über: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0501462> (letzter Zugriff 13. Dezember 2014).
- Opitz, D., Witzel, A. 2005: The Concept and Architecture of the Bremen Life Course Archive [27 paragraphs]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 6(2), Art. 37. Verfügbar über: [www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-05/05-2-37-e.htm](http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-05/05-2-37-e.htm). (Letzter Zugriff: 20. Oktober 2014).
- Reichertz, J. 2000: Die Frohe Botschaft des Fernsehens. Konstanz: UVK.
- von Groddeck, V., Wilz, S. (Hg.) 2015: Formalität und Informalität in Organisationen. Wiesbaden: Springer VS.
- Wissenschaftsrat 2012: Empfehlungen zur Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Informationsinfrastrukturen in Deutschland bis 2020. [www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/2359-12.pdf](http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/2359-12.pdf), letzter Aufruf 10. Oktober 2014.

## Protokoll der Auszählung der Wahlen 2014/2015 zu Vorsitz, Vorstand und Hälfte des Konzils der DGS

Die elektronische Abstimmung wurde vom 16. Dezember 2014 bis 31. Januar 2015 von Marcel Jablonka, Sächsisches Kompetenzzentrum für Bildungs- und Hochschulplanung (KfBH) unter der Wahlleitung von Prof. Dr. Ronald Hitzler und mit Unterstützung von Dr. Sonja Schnitzler (DGS-Geschäftsstelle) durchgeführt.

Entsprechend der Anzahl der wahlberechtigten Mitglieder (Stand: 15. Dezember 2014) wurden 2.623 Wahlberechtigungen verschickt. 2.486 Mitglieder wurden per E-Mail angeschrieben, 137 postalisch. Rückläufe wurden erneut versendet.

Die folgenden Abstimmungsergebnisse wurden festgestellt:

### 1. Allgemein

Fristgerecht eingegangene Stimmabgaben:

Wahl der/des Vorsitzenden	1.394
davon ungültig	0
Wahlbeteiligung	53,14 %
Wahl des Vorstands	1.409
davon ungültig	10
Wahlbeteiligung	53,71 %
Wahl der Hälfte des Konzils	1.390
davon ungültig	8
Wahlbeteiligung	52,99%

## 2. Wahl der/des Vorsitzenden

Von den 1.394 gültigen Stimmabgaben entfielen folgende Stimmen auf

Stephan Lessenich	937 (67,22 %)
Betina Hollstein	432 (30,99 %)
2 Personen mit je 2 Stimmen	4
21 Personen mit je 1 Stimme	21

Gewählt ist Stephan Lessenich. Er nimmt die Wahl an.

## 3. Wahl des Vorstandes

Von den 1.399 gültigen Stimmabgaben entfielen folgende Stimmen auf

Stephan Lessenich	844
Peter A. Berger	698
Nicole Burzan	643
Betina Hollstein	631
Georg Vobruba	631
Paula-Irene Villa	578
Reiner Keller	541
Michaela Pfadenhauer	527
Andrea Maurer	482
Wolfgang Ludwig-Mayerhofer	476
Kerstin Jürgens	473
Martin Endreß	442
1 Person mit 3 Stimmen	3
2 Personen mit je 2 Stimmen	4
37 Personen mit je 1 Stimme (davon 6 kein Mitglied)	37

Gewählt sind Stephan Lessenich, Peter A. Berger, Nicole Burzan, Betina Hollstein, Georg Vobruba und Paula-Irene Villa. Da Stephan Lessenich auch zum Vorsitzenden gewählt wurde und die Wahl annimmt, rückt Reiner Keller in den Vorstand nach. Alle sechs Personen nehmen die Wahl an.

## 4. Wahl der Hälfte des Konzils

Von den 1.382 gültigen Stimmabgaben entfielen folgende Stimmen auf

Hans-Georg Soeffner	715	Berthold Vogel	316
Nina Baur	630	Stefanie Hiß	315
Stefan Hirschauer	553	Tina Weber	312
Betina Hollstein	537	Thomas Hinz	307
Michael Meuser	536	Olaf Struck	302
Karl-Siegbert Rehberg	526	Boris Traue	296
Katharina Inhetveen	478	Diana Lengersdorf	294
Karin Jurczyk	468	Jörn Lamla	277
Andreas Reckwitz	452	Frank Adloff	268
Sina Farzin	448	Eva-Christina Edinger	256
Darius Zifonun	424	Bernhard Ebbinghaus	252
Birgit Blättel-Mink	418	Thomas Kron	249
Jürgen Gerhards	416	Bernt Schnettler	249
Angelika Poferl	407	2 Person mit je 2 Stimmen	4
Petra Böhnke	397	42 Personen mit je 1 Stimme	42
Olaf Groh-Samberg	360	(davon 9 kein Mitglied)	
Nicole Zillien	356		

Gewählt sind Hans-Georg Soeffner, Nina Baur, Stefan Hirschauer, Betina Hollstein, Michael Meuser, Karl-Siegbert Rehberg, Katharina Inhetveen, Karin Jurczyk, Andreas Reckwitz, Sina Farzin, Darius Zifonun, Birgit Blättel-Mink, Jürgen Gerhards, Angelika Poferl und Petra Böhnke. Da Betina Hollstein auch in den Vorstand gewählt wurde und die Wahl annimmt, rückt Olaf Groh-Samberg in das Konzil nach. Da ferner Reiner Keller Mitglied der 2013 für vier Jahre gewählten Hälfte des Konzils ist, in den Vorstand gewählt wurde und die Wahl annimmt, rückt Nicole Zillien für seine verbleibende Amtszeit von zwei Jahren ins Konzil nach. Alle 15 Personen nehmen die Wahl an.

Essen, den 10. Februar 2015

gez. Prof. Dr. Ronald Hitzler  
(Wahlleiter)

gez. Dr. Sonja Schnitzler  
(DGS-Geschäftsstelle)

## Veränderungen in der Mitgliedschaft

### Neue Mitglieder

Jeannine Albrecht, Berlin

Daniel Belling, M.A., Heidelberg

Simon Bohn, M.A., Jena

Dr. Anne-Kristin Borszik, Bayreuth

Janis Detert, M.A., München

Florian Engel, M.A., Karlsruhe

Gerrit Frerich, Köln

Marina Ginal, M.A., München

Prof. Dr. Daniela Grunow, Frankfurt am Main

Maximilian Held, Syke

Yves Jeanrenaud, Augsburg

Carsten Kaiser, M.A., Hagen

Maria Keil, M.A., Berlin

Andreas Kemper, M.A., Münster

Dr. Jörn Knobloch, Potsdam

Midia Majouno, M.A., Trier

Prof. Dr. Alexandra Manzei, Augsburg

Friedolin Merhout, Durham, NC

Ina Müller, Berlin

Moritz Mutter, M.A., Dresden

Emmanuel Ndahayo, M.A., Siegen

Dr. Susanne Neumann, Brey

Alicia Christina Prinz, Berlin

Dr. des. Miriam Schader, Münster

Gerhard Schäfer, Berlin

Sabrina Schöttle, M.A., Düsseldorf

Dr. Karen Sievers, Lübeck

Dr. Anna Spiegel, Bielefeld

Andreas Stübner, Taucha

Dipl.-Soz. tech. Jules Thoma, Berlin

Carola Westermeier, M.A., Gießen

Dorothee Wilm, M.A., Bielefeld

---

### Neue studentische Mitglieder

Theresa Adenstedt, Berlin  
Rita Birringer, Hürth  
Jonas Christian Eickhoff, Lünen  
Tobias Enck, Nürnberg  
Hanna Sophie Engel, Trier  
Jennifer Hein, Rehburg  
Jonas Lohmüller, Trier  
Jacqueline Michel, Wiehl  
Christian Reißig, Magdeburg  
Christin Scheurer, Dortmund  
Felix Wittstock, Jena

### Austritte

Prof. Dr. Klaus Allerbeck, Frankfurt am Main  
Dipl.-Soz. Stephanie Beyer, Bamberg  
Prof. Dr. Sonja Buckel, Kassel  
Olaf Ganschow, Berlin  
Prof. Dr. Hermann-Anders Korte, Münster  
Michaela Krüger, Braunschweig  
Prof. Dr. Oliver Krüger, Fribourg  
Dipl.-Soz. wiss. Tim Obermeier, Remagen  
Ronny Reißmüller, Chemnitz  
Dr. Karen Wagels, Kassel

### Verstorben

Prof. Dr. Ulrich Beck, München  
Prof. em. Dr. Wolfgang Lipp, Waldbüttelbrunn  
Prof. Dr. Hermann Schwengel, Freiburg  
Dr. Michael J. Seifert, Edenkoben

## Sektion Frauen- und Geschlechterforschung

»Krise der Reproduktion – Reproduktion in der Krise«, Sektionsveranstaltung auf dem DGS-Kongress in Trier am 9. Oktober 2014

Kern der Veranstaltung war die Frage, wie gegenwärtige Prozesse ökonomischen, politischen und sozialen Wandels mit Geschlecht verknüpft sind. Den Auftakt machten *Brigitte Aulenbacher* (Linz) und *Maria Dammayr* (Linz) mit einem Beitrag zum Thema »Legitimierte Sorglosigkeit? Über Reproduktionskrisen, androzentrische Konsolidierungen des Kapitalismus und ihre Kritik«. Unter dem Stichwort Sorglosigkeit führten sie in aktuelle Krisen des Sorgens als Effekt zunehmender Rationalisierungen ein. Am Beispiel der privaten Sorgearbeit, der professionellen Altenpflege, »Ambient Assisted Living« und der Robotik wurde gezeigt, dass diese Krisen bis an die Grenze der Funktionsfähigkeit des Sorgens gehen. Aus gesellschaftstheoretischer Perspektive handelt es sich um systemische Probleme des Kapitalismus, bedingt durch den Vorrang von Besitzindividualismus vor Gemeinwohlorientierung und Marktökonomie vor anderen Ökonomien. Sorgen erfolgt nur zweckentfremdet, wenn es profitabel genutzt werden kann. Als Kritikperspektive führten Aulenbacher und Dammayr den Begriff der Sorgsamkeit an. Er umfasst Selbst- und Fürsorge und berücksichtigt – gegen die Fiktion der Beherrschbarkeit – die Vulnerabilität des Lebens in umfassender Weise, etwa auch im Bereich ökologischer Fragen. Das unterscheidet ihn vom Begriff der Fürsorglichkeit.

Ausgangspunkt des zweiten Beitrags von *Alexandra Scheele* (Cottbus) war die Verkettung verschiedener Krisen in der EU (Bankenkrise, Krise der Realökonomie etc.). Unter dem Titel »Verschärfung geschlechtlicher Ungleichheit?« wurde in vergleichender Perspektive nach den Auswirkungen der Krisen in geschlechtertheoretischer Perspektive gefragt. Hierzu stellte Scheele die Auswirkungen der Austeritätspolitik auf empirischer Ebene dar, vor allem in Bezug auf Erwerbstätigkeit. In diesem Zusammenhang beschrieb sie die Krise als doppelte soziale Krise, zum einen als Spaltung innerhalb Europas zwischen Ländern mit schwacher und mit robuster wirtschaftlicher Entwicklung, zum anderen aufgrund der Ungleichheit innerhalb der Länder und der verschlechterten sozialen Lage einkommensschwacher Gruppen. Dies spiegelt sich auch im Bereich der Frauenerwerbsquote. Die Ausweitung der Erwerbstätigenquote stagniert. Insbesondere in Spanien und Griechenland gibt es eine hohe Frauenerwerbslosigkeit. Die institutionalisierte Gleichstellungsarbeit, die vor der Krise in Spanien begonnen wurde, hatte einen kultu-

rellen Wandel eingeleitet, der sich jetzt als fragil erweist. Kürzungen von Gleichstellungsmaßnahmen vermitteln die Zweitrangigkeit von Geschlechtergleichstellung. Die Austeritätspolitik ist durch den Abbau von Versorgungsleistungen und Kinderbetreuung charakterisiert; diese Rückkehr zu konservativen Modellen wurde als Sorglosigkeit und als Re-Familiarisierung von Sorgearbeit beschrieben. Im Fazit stellte Alexandra Scheele fest, dass geschlechtliche Ungleichheiten in Deutschland in Folge der Krise bestehen blieben, und in den südlichen Ländern verschärft wurden. Offen bleibt, wo die Sorgearbeit zukünftig geleistet werden soll.

In Ergänzung hierzu zeigt der Beitrag von *Romy Reimer* (Paderborn) zu »Neuen Formen der Organisation von Care-Arbeit zwischen Familie, Staat und Markt« am Beispiel selbstverwalteter Wohn-Pflege-Gemeinschaften, wie sich diesbezüglich im Bereich der Altenpflege neue Modelle etablieren, nicht zuletzt auch als Effekt der gestiegenen Frauenerwerbstätigkeit und des demographischen Wandels. Wohn-Pflege-Gemeinschaften sind hier nach eine außerhäusliche Alternative mit alltagsnahen Strukturen; gegenwärtig machen sie 0,5% des Bedarfs an Betreuungsplätzen mit deutlichen Länderunterschieden aus. Die Ergebnisse der qualitativen Studie zu elf WGs zeigen, dass sie grundsätzlich zu einer Entlastung von Familien und Frauen führen; problematisch ist allerdings die Art der Umverteilung als prekäre formelle Care-Arbeit. Weil die Pflege vollständig in professionelle Hände gegeben wird, bleibt aber mehr Raum für Emotionsarbeit bei den Angehörigen. Gleichzeitig verändern sich die Anforderungen an professionelle Care-Arbeit durch ein verändertes Professionalitätsverständnis. Verstärkte Emotionsarbeit im öffentlichen Bereich findet parallel zu Rationalisierung und Professionalisierung von Pflege statt.

*Annette von Alemann, Sandra Beaufays* und *Mechthild Oechsle* (Bielefeld) ergänzen diese Sicht auf Reproduktion als Ungleichheitsdimension mit einem Beitrag zur »Verteilung von Care und Karriere«. Bezugspunkt ist die väterliche Lebensführung. Empirisch lasse sich durchaus feststellen, dass es Väter mit Vereinbarkeitswünschen gibt; dort wo dieser Wunsch in ausgeprägter Weise existiert, fallen sie aber aus der Karrieremaschinerie heraus. Das Ziel des empirischen Projekts besteht darin, die Bedingungen unterschiedlicher Care-Praxen von Vätern zu untersuchen. Im Hintergrund steht die Frage, wie Arbeitsorganisationen die Teilhabe von Vätern an Care-Arbeit beeinflussen. Anhand zweier Fallstudien (u.a. aus der öffentlichen Verwaltung) wird gezeigt, wie unterschiedliche Care-Orientierungen zu unterschiedlichen Care-Praxen führen. Das empirische Material bestätigt die Relevanz von Ein-

zelaushandlungen im Sinne einer Subjektivierung; es zeigt sich aber auch, dass die Unternehmenskultur einen hohen Einfluss hat. Abschließend wurde festgestellt, dass die verschiedenen Faktoren jeweils auf eigene Weise zusammenwirken und dies sehr unterschiedliche Auswirkungen auf die Orientierung von Vätern hat, inklusive der Paarkonstellationen.

Der Beitrag von *Malaiika Rödel* (Frankfurt am Main) fokussierte auf eine weitere Facette von Reproduktion als Krise, und zwar auf die »Neu-Verhandlung von Reproduktion und Geschlecht im Diskurs der Präimplantationsdiagnostik«. Ausgangspunkt des Beitrags war die Relevanz biologischer Fortpflanzung und die Einführung neuer Reproduktionstechnologien für Denkweisen über Geschlechterdifferenz. Rödel formulierte die These, dass es in Folge der Technisierung zur Auflösung von Geschlechtergrenzen und zur Loslösung der engen Verbindung von Natur und Geschlecht gekommen sei. Hierzu gab sie einen Überblick über die aktuelle mediale Debatte zur Präimplantationsdiagnostik (PID) und konstatierte eine deutliche diskursive Verschiebung. Zu Beginn stand der Status des Embryos im Vordergrund, während Frauen und Paare hier eher als Randfiguren erschienen. Im weiteren Verlauf rückten die Wünsche und Sorgen von Frauen und Paaren stärker ins Zentrum. Im Vordergrund dieser nun deutlich ethischen Debatte stand das Leiden der Paare, während PID als sanfte Alternative zur Abtreibung thematisiert wurde. PID erhielt dann im weiteren zunehmend den Charakter eines therapeutischen Instruments statt einer selektiven Diagnostik: PID wird als Weg zur Überwindung der Natur gedeutet und ist damit zur Basis der Artikulation eines Rechts auf ein gesundes Kind geworden. Was bis dahin am Vorgang der Reproduktion als natürlich verstanden wurde, hat sich verschoben: Rödel sieht hier eine biologische Verklärung und Naturalisierung, so dass der Wunsch nach dem Kind als natürlicher Wunsch erscheint. Der Effekt dieser Debatte ist eine Verfestigung von Geschlechtergrenzen, eine Re-Naturalisierung im Diskurs sowie eine De-Kontextualisierung von Technologie.

Die Sektionsveranstaltung hat insgesamt die zentrale Bedeutung der Frage nach »Reproduktion« als einem »alten« und zugleich stets auf neue Weise relevanten Thema der Frauen- und Geschlechterforschung gezeigt. Die Beiträge und Diskussionen haben die spezifischen Facetten des Wandels und aktuelle Kernfragen im Bereich der Alltagserfahrung sichtbar gemacht und somit die Notwendigkeit einer weiterführenden Auseinandersetzung verdeutlicht.

Andrea Löther, Heidemarie Winkel

»Get (yourself) together! – Körper in Krisen«, Veranstaltung gemeinsam mit der Sektion Soziologie des Körpers und des Sports am 8. Oktober 2014 auf dem DGS-Kongress in Trier

Die Veranstaltung war mit knapp 130 Personen gut besucht. Im Zentrum stand die Frage nach der Veränderung von Körper- und Geschlechterregimen im Kontext gegenwärtiger Krisen. Der mit Krisen einhergehende Verlust von Routinen konstituiert ein Spannungsfeld, in dem einerseits ein Scheitern von Akteur\_innen an (neuen) gesellschaftlichen, politischen und sozialen Anforderungen beobachtet werden kann, andererseits aber auch eine Erweiterung von Möglichkeiten, Körper situativ, performativ und eigenwillig einzusetzen. Mit der Chiffre »Get (yourself) together!« rekurrierte die Veranstaltung auf individuelle und/oder kollektive Aufforderungen an die Akteur\_innen, sich zu Krisen zu verhalten und im Zuge dessen neue Körper- und Geschlechterpraktiken einzusetzen bzw. zu etablieren. Einführend umrissen die Organisatorinnen der Veranstaltung – Gabriele Klein (Sektion Soziologie des Körpers und des Sports) und Katharina Liebsch (Sektion Frauen- und Geschlechterforschung) – die konzeptionelle Rahmung und gaben einen Ausblick auf die Beiträge, in denen krisenhafte und krisenbedingte Körper- und Geschlechterpraktiken auf unterschiedlichen Ebenen (politisch, sozial und gesellschaftlich, kulturell sowie biographisch) analysiert wurden.

Unter dem Titel »»Undress for success? Körperpolitik und Protest am Beispiel von FEMEN« beleuchteten *Andrea Pabst* (Bremen) und *Tanja Thomas* (Tübingen), wie Bedeutungen weiblicher Nacktheit in kollektiven Protestformen und deren medialer Repräsentation ausgehandelt werden. In einer exemplarischen Analyse konnten sie zeigen, wie bestimmte, v.a. massenmediale Darstellungen des Protestes als Wiedereinschreibung weiblicher Körper in normative Diskurse und tradierte Vorstellungen von (sexualisierter) Weiblichkeit fungieren. Für die weitere Bearbeitung der Frage, wie durch mediatisierte Aushandlungen von Sicht- und Sagbarkeit Räume für feministischen Protest erweitert oder aber verengt werden, schlugen sie als methodischen Rahmen eine kombinierte Bild- und Diskursanalyse vor.

*Louise Thiel* (Universität Wien) arbeitete in ihrem Vortrag »Frauenkörper im Militärischen. Im Spannungsfeld zwischen soldatischer Körperkraft und weiblich konnotierter Schwäche« die körperbasierten Aspekte der Subjektwerdung von Soldatinnen heraus. Sie zeigte auf der Grundlage von narrativen Interviews mit Soldatinnen auf, wie sich die Integration in den

Raum des Soldatischen als körperbasierter Prozess vollzieht, wie hierbei vor allem das physische Training zur vergeschlechtlichten soldatischen Subjektwerdung im Raum des Militärischen beiträgt und wie Soldatinnen mit den widersprüchlichen Anforderungen von männlich konnotierter Körperkraft und Stärke umgehen.

Ausgehend von der Analyse biographischer Interviews befasste sich *Anja Gregor* (Jena) mit »intergeschlechtlichen Biographien zwischen Krise und Emanzipation«. Sie skizzierte zunächst das Konzept des »embodiment« im Anschluss an Anne Fausto-Sterling als theoretische »Lesebrille«, um die Eigensinnigkeit des Körpers in einer nicht-essentialistischen Weise in den Blick nehmen zu können. In den Interviews, so konnte sie im Hauptteil ihres Vortrags zeigen, manifestierte sich dieser Eigen-Sinn in doppelter Weise: sowohl im Sprechen über den Körper als auch in körperlichen, nonverbalen Äußerungsformen während der Interviewsituation (z.B. hörbares Atmen, Seufzen), die Gregor begrifflich als »durch den Körper sprechen« fasste.

*Yvonne Niekenz* (Rostock) zeigte in ihrem Vortrag »Körper in anderen Umständen. Schwangerschaft und Praktiken der Vergeschlechtlichung« auf der Grundlage von narrativen Interviews mit Erstgebärenden zunächst, wie durch die Entwicklung von Routinen der zunächst krisenhaften Erfahrung einer Schwangerschaft und den damit einhergehenden Unsicherheiten entgegengewirkt wird bzw. sich Schwangere in neuen körperbasierten Routinen ihrer Schwangerschaft körperlich vergegenwärtigen. Sie arbeitete dann heraus, wie Schwangere im Zuge medizinischer Überwachung als verantwortlich für das Wohl des Ungeborenen adressiert werden, und auf welche Wissensvorräte sie im Umgang mit Pränataldiagnostik zurückgreifen.

Ausgehend von der Beobachtung eines gegenwärtigen Yoga-Booms (auch) in Deutschland und eines Frauenanteils von 80 bis 90% unter den Yoga-Praktizierenden fragte *Charlotte Ullrich* (Osnabrück) in ihrem Vortrag zu »Yoga als (vergeschlechtlichte) Antwort auf lebensweltliche Krisen« danach, auf welche, möglicherweise vergeschlechtlichten, aktuellen Probleme und Herausforderungen Yoga eine spezifische Antwort bietet. Auf der Basis teilnehmender Beobachtung bei einem Ausbildungslehrgang zur\_m Yogalehrer\_in sowie der Analyse von Werbematerialien von Yoga-Anbieter\_innen konnte sie einerseits die Reifizierung und Aktualisierung geschlechterstereotyper Vorstellungen zeigen, andererseits aber auch die Hervorbringung von neuen Optionen der Teilhabe und Sinnstiftung. Letztere

seien allerdings nicht als kollektive gerahmt, sondern verblieben individualistische Strategien des Umgangs mit An- und Überforderungen.

Alle Vorträge inspirierten angeregte und teils auch kontroverse Diskussionen. Im Fokus standen insbesondere methodische und methodologische Fragen in Bezug auf die Erfassung der hier interessierenden körper- und geschlechtsbezogenen Dimensionen in ihrer Verschränkung sowie Fragen zur Präzisierung der expliziten und impliziten geschlechter- und körpertheoretischen Bezüge. In beiden Hinsichten konnte die Veranstaltung sowohl produktive Ansätze und Anregungen sichtbar machen als auch offene Fragen, die die Körper- und die Geschlechtersoziologie weiter beschäftigen werden.

Eva Sänger, Uta Schirmer

## Sektion Medien- und Kommunikationssoziologie

»Making Data Count – Quantifizierung und Kollektivierung im Internet«  
am 7. und 8. Februar 2014 an der Universität Bielefeld

Im Internet gewinnen Verdaltungs- und Vermessungsmöglichkeiten eine besondere Bedeutung. Wer sich im Netz aufhält, hinterlässt Datenspuren, die automatisiert gelesen und mit den Spuren vieler anderer verglichen werden können. Welchen Einfluss diese Entwicklungen auf die Internetnutzung haben, diskutierten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Sektionstagung, die von Thorben Mämecke (Paderborn), Jan-Hendrik Passoth (München) und Josef Wehner (Bielefeld) initiiert und organisiert wurde.

In mehreren Vorträgen wurde auf das Phänomen der digitalen Selbstvermessung näher eingegangen. Nicht nur Regierungen, Unternehmen oder Meinungs-, Wahl- und Konsumforschung sind dabei, Netzaktivitäten vermessen und verdaten zu lassen. In vielen Fällen arbeiten die Nutzer von Internettechnologien an der eigenen Verdattung freudig mit: Das Protokollieren von Ernährungsgewohnheiten, Arbeitstätigkeiten, sozialen Kontakten, sportlichen Tätigkeiten oder Intimleben mit Hilfe von speziellen Apps oder Webportalen avanciert gegenwärtig zu einem breitenwirksamen Trend. So stellte *Jutta Weber* (Paderborn) in ihrem Beitrag heraus, dass digitale Technologien in vielen Fällen gerade deshalb genutzt werden, weil sie als Überwachungstechnologien fungieren. Demnach vermitteln sie das Gefühl, wahrgenommen zu werden, und bedienen damit ein soziales Grund-

bedürfnis. Außerdem kommen sie einem gesteigerten Bedürfnis nach Sicherheit entgegen. Ähnlich argumentierte *Stefan Meißner* (Weimar), der in seinem Beitrag betonte, dass Selbstvermessungen auch gegen gesellschaftliche Optimierungsansprüche gerichtet werden können. *Thorben Mämecke* (Paderborn) erläuterte, wie selbstregistrative Datenpraxen neben planmäßige Sozialerhebungen unter staatlicher oder wissenschaftlicher Ägide treten. Er zeigte, wie auf diese Weise Vergleichsmöglichkeiten gewonnen werden, die einen schleichenden Anpassungsdruck auf die Teilnehmer ausüben und Steuerungspotentiale aus den Bereichen Gesundheit oder Arbeit in Mittel der Selbststeuerung überführen können. Die These von *Nicole Zillien* und *Gerrit Fröhlich* (beide Trier) war, dass es im Zuge der Selbstvermessung zu Prozessen reflexiver Selbstverwissenschaftlichung kommt. Der Einzelne könne sich durch die Möglichkeiten des Sammeln und Auswertens eigener Daten als Experte seines eigenen Körpers bzw. seines eigenen Lebens verstehen. *Silke Fürst* (Fribourg) arbeitete heraus, dass es zwar schon seit längerem Datenerhebungen zur Mediennutzung gegeben habe, diese Möglichkeiten der Erhebung jetzt aber in den Medienangeboten mit eingebaut sind. Entsprechende Daten (z.B. Klicks und Kommentare) lenken dann wiederum die Aufmerksamkeit bei der Suche nach weiteren Medienangeboten.

Einen zweiten Themenkreis bildeten Beiträge, die sich auf die begrifflichen bzw. methodischen Voraussetzungen einer Thematisierung der Vermessung im Internet sowie auf entsprechende Modelle, Techniken und Praktiken stärker konzentrierten. So ging *Ramón Reichert* (Wien) auf die in den Sozial-, Medien- und Kulturwissenschaften geführten Debatten um den heuristischen, sozialen und politischen Stellenwert von »Big Data« ein. Im Mittelpunkt stand dabei der Versuch einer gegenwartsdiagnostischen und datenkritischen Perspektivierung der »Big Data« unter Bezugnahme auf kulturelle und historische Aspekte. *Ralf Adelmann* (Paderborn) diskutierte in seinem Vortrag die Rolle der Online-Plattformen bei Quantifizierungsvorgängen im Netz. Er schlug vor, Plattformen als eine für die Medienwissenschaft ergiebige Perspektive auf Quantifizierungs- und Kollektivierungsprozesse im Internet zu begreifen und begründete dies mit ihrer Funktion als Zugangspunkt zu regulativen Modellen und dezentralen Nutzungspraxen. *Christoph Engemann* (Weimar, Lüneburg) entwickelte in seinem Vortrag die These, dass Prozesse der Verdattung und Quantifizierung im Internet sich besser verstehen lassen, wenn die besondere Bedeutung des Transaktionsbegriffs für die entsprechenden medialen Ensembles berücksichtigt wird.

Einen dritten thematischen Zusammenhang bildeten Vorträge, die sich stärker mit den Verfahren, aber auch den Lücken und blinden Flecken des (von den Nutzern und Nutzerinnen meist unbeobachteten) Vermessens, Verrechnens und Verdatens (im Netz) befassten. So zeigte *Theo Röhle* (Braunschweig), wie Messverfahren nicht nur ganze Personengruppen oder Personenmerkmale ausschließen oder bestimmte Phänomene wie z.B. »Gesundheit« erst gar nicht erfassen, sondern häufig auch an »Subversion and Resistance to Counting« scheitern können. Dass statistisch erzeugte Profile und Identitäten im Netz neue Möglichkeiten der Bezugnahme zwischen Anbietern und Nachfragenden bieten, thematisierte *Florian Muble* (Bielefeld). Die Relevanz der neuen Vermessungsmöglichkeiten im Netz sollte deshalb stärker in Richtung einer Analyse solcher neuen auf automatisierten Verdatungsprozeduren beruhenden Referier- und Adressiermöglichkeiten gesucht werden. Wie sich die zunehmende Verdatung des Sozialen konkret auswirkt, zeigte *Gerd Möll* (Dortmund) am Beispiel des kommerziellen Glücksspiels im Internet. In seinem Vortrag stellte er dar, wie Verfahren der Vermessung und Verdatung das Online-Pokerspiel prägen und welche unbeabsichtigten Konsequenzen und Paradoxien sich damit verbinden.

In der abschließenden Diskussion stellten die Teilnehmer und Teilnehmerinnen fest, dass das Thema der digitalen Selbst- und Fremdverdatung in Soziologie, Kommunikations- und Medienwissenschaften zwar mittlerweile große Aufmerksamkeit findet, das Wissen über die Vielfalt entsprechender Technologien und den tatsächlichen Umgang mit ihnen jedoch noch in den Anfängen steckt. Es müsste deshalb zukünftig noch intensiver an brauchbaren Deskriptionen und Systematisierungen ihrer Besonderheiten und Kontexte, vor allem aber an geeigneten Begriffen und Untersuchungsmethoden gearbeitet werden. Auch sollte der Austausch zwischen den Disziplinen fortgesetzt werden. In diesem Sinne sei die Tagung ein gelungener Auftakt gewesen.

Hanna Maubach, Josef Wehner

## Sektion Organisationssoziologie

### Jahresbericht 2014 der Sektion

Seit der Sektionswerdung der Organisationssoziologie hat sich die Zahl der Mitglieder und der Newsletterempfänger kontinuierlich erhöht. Turnusgemäß wurde 2014 eine Frühjahrstagung durchgeführt, außerdem hat sich die Sektion auf dem Soziologiekongress in Trier mit zwei Sektionsveranstaltungen beteiligt. In Trier wurde der alte Vorstand von seinen Aufgaben entlastet und der neue Vorstand gewählt. Die Reihe »Organisationssoziologie« gewinnt derzeit an Stärke, so sind jetzt sechs Bände entweder gedruckt oder kurz vor ihrem Erscheinen.

### Tagungen

#### *Frühjahrstagung in Kassel*

Ende April 2014 fand an der Universität Kassel die gemeinsam von Ingo Bode und Georg Krücken organisierte Frühjahrstagung der Sektion statt. Das Thema lautete: »Auf dem Weg zur Standardorganisation? Aktuelle Transformationsprozesse im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialwesen«. Die Verhandlungen der Tagung kreisten um die Beobachtung, dass es in der Organisationssoziologie zwar traditionell ein geschärftes Bewusstsein für die Existenz und Ausdifferenzierung artverschiedener Typen, Felder oder Klassen von Organisationen gibt, gleichzeitig jedoch in der jüngeren Vergangenheit Tendenzen der Angleichung von Logiken oder Strukturen quer zu althergebrachten Differenzierungen erkennbar und dabei Gegenstand der Theoriedebatte sind. Dies betrifft nicht zuletzt Einrichtungen, welche mit komplexen personenorientierten Tätigkeiten bzw. »Humandienstleistungen« befasst sind; viele von ihnen scheinen zunehmend Eigenschaften auszubilden, die für an Märkten operierende Unternehmen charakteristisch sind – wie etwa permanente formale Rechenschaftslegung, numerische Steuerung, »management by objectives«, »corporate identity« etc. Auf der Tagung wurde in 14 Vorträgen der Frage nachgegangen, ob bzw. inwiefern sich Einrichtungen des Bildungs-, Gesundheits- und Sozialwesens tatsächlich auf einem solchen Weg zur »Standardorganisation« befinden und wie dies (ggf.) aus soziologischer Perspektive zu deuten ist. Den Auftakt machten drei Einleitungsvorträge von *Uwe Schimank*, *Werner Vogd*

und *Thomas Klatetzki*, die mit Bezug auf das Hochschul-, Krankenhaus- und Sozialwesen u.a. diskutierten, inwiefern entsprechende Entwicklungen als Ausdruck durchgreifender Ökonomisierungstendenzen oder aber mehrdimensionaler und widersprüchlicher Veränderungsdynamiken beschrieben werden können. Beleuchtet wurden zudem konkrete, auf Standardisierung verweisende Transformationsprozesse in Kliniken, Universitäten, Jugendämtern und Trägern von Arbeitsmarktdienstleistungen (*Maximiliane Wilkesmann, Bernd Kleimann, Marion Gut; Andreas Mairhofer; Luisa Peters, Andreas Herz; Inga Truschkeal*); dabei bestand eine feldübergreifende Erkenntnis darin, dass der Standardisierungstrend überall spürbar ist, aber von je spezifischen Parallelbewegungen begleitet wird und unterschiedlich durchschlägt. In einer Podiumsdiskussion diskutierte eine Runde von PraktikerInnen mit Führungsfunktionen u.a. die Frage, ob die genannten Entwicklungen in Universitäten, Krankenhäusern und sozialen Einrichtungen in ihrem Organisationsalltag ähnlich verlaufen und inwieweit sie dort (überhaupt) als irritierend wahrgenommen werden. Mündlich kurz vorgestellte Posterpräsentationen zu verschiedenen Organisationsfeldern (*Lisa Gromola, Stefanie Büchner, Bernhard Nievergelt*) sowie Vorträge, die sich am Beispiel von Standardisierungsprozessen im Gesundheits- und Hochschulsystem mit den Themen Vertrauen, Wissen und Profilbildung (*Philipp Männle, Jens Seiffert; Georg Reischauer; Enno Aljets, Frank Meier*) auseinandersetzten, komplettierten das Programm. Im Ganzen wurde ersichtlich, dass das Phänomen bzw. die Beobachtung der Standardisierung in den betrachteten Sektoren durchweg anschlussfähig scheint, sich entsprechende Transformationsprozesse in struktureller wie symbolischer Hinsicht jedoch als äußerst facettenreich darstellen.

#### *Beteiligung am 37. DGS-Kongress in Trier*

Die Veranstaltungen der Sektion auf dem DGS-Kongress vom 6. bis 10. Oktober 2014 in Trier verknüpften auf unterschiedliche Weise aktuelle Fragestellungen der Organisationssoziologie mit dem Kongresssthema »Krise der Routine – Routine der Krise«:

Die erste Sektionsveranstaltung am Mittwoch, die von Victoria von Groddeck und Maximiliane Wilkesmann organisiert wurde, behandelte das Thema »Kreativ aus der Krise – neue Formen des Organisierens«. Gemeinsamer Bezugspunkt der insgesamt fünf Vorträge war die Frage, inwiefern sich Kreativität als neuer Leitwert in Organisationen einschreibt und so zur Veränderung herkömmlicher Organisationsstrukturen führt. Darüber hin-

aus ging es darum auszuloten, inwiefern die Forderung und der Wunsch nach Kreativität mit aktuellen, auf Organisationen einwirkenden ökonomischen, ökologischen und politischen Krisen in Verbindung stehen.

Im ersten Vortrag argumentierte *Athanasios Karafillidis*, dass Kreativität in Organisationen nicht im Gegensatz zu routinisiertem Handeln zu verstehen ist; vielmehr seien Routinen dezidiert als Voraussetzung für kreative Innovationen zu begreifen. Im Anschluss präsentierten *Christoph Schneider* und *Sasha Dickel* Ergebnisse ihrer Analyse von FabLabs. FabLabs können gegenwärtig als noch unfertige Strukturen des Organisierens interpretiert werden, die durch die (vermeintliche) Realisierung unterschiedlicher Utopien und Leitideen (wie der gleichberechtigte Zugang zu High-Tech, Gemeinwohlorientierung, aber auch Produkt- und Technikzentrierung) initiiert werden, aber bei der Überführung dieser Ideen in organisationale Strukturen unter Druck geraten. *Hannes Krämer* zeigte an einer ethnomethodologischen Studie zu Arbeits- und Organisationspraktiken in Werbeagenturen, wie Prozesse kreativer Produktentwicklung durch unterschiedliche Formen der Routine entstehen; so spielten beispielsweise der routinisierte Umgang mit der ständigen Verschiebung zeitlicher Planungen bzw. die Bewertung von Zwischenstadien von Entwürfen eine große Rolle. Der Beitrag von *Michael Weinhardt* und *Maik Dammann* erörterte anhand einer quantitativen Datenanalyse den Einfluss von organisationalen Dezentralisierungsprozessen auf individuelle Stress- und Belastungsindikatoren und führte vor Augen, dass dezentralisierte Organisationsstrukturen bzw. die steigende Erwartung selbstständigen Arbeitens nicht zwangsläufig zu einer erhöhten Empfindung von Belastung führen. Abschließens stellte *Michaela Thömmes* anhand einer Fallstudie neue Formen der Organisation von palliativmedizinischen Leistungen vor, die als kreativ etikettiert werden können, weil sie sich dezidiert als Absetzung zu herkömmlicher Formen der Pflegeorganisation verstehen lassen.

In der zweiten Sektionsveranstaltung »Grenzen der Organisation«, die von Maja Apelt und Uwe Wilkesmann organisiert wurde, ging es um die Frage, inwiefern sich aktuelle Phänomene des Organisierens, die auf den ersten Blick als fluide, lediglich partiell organisiert oder nicht von anderen sozialen Ordnungsformen abgrenzbar scheinen, organisationssoziologisch zu beschreiben sind. Übergeordnetes Thema der fünf Vorträge war die Bedeutung neuer organisationaler Formen für gesellschaftliche Prozesse kollektiven Handelns.

Im Kontext dieser Fragestellung argumentierte *Jochen Gläser* für einen »engen« Organisationsbegriff, der sich dezidiert vom Konzept der Ge-

meinschaft unterscheidet, um so mit Hilfen eines konzisen theoretischen Instrumentariums beobachten zu können, wie sich Vergesellschaftungsprozesse qua Organisation und Vergemeinschaftung unterschiedlich überlagern können; neue empirische Phänomene kollektiven Handelns könnten so als neue Formen der Überlagerungen unterschiedlicher Spielarten kollektiven Handelns verstanden werden. *David Kraft* präsentierte Ergebnisse aus einer qualitativen Studie zur interorganisationalen Zusammenarbeit zur Produktion und Wahrung von Sicherheit an deutschen Flughäfen; er argumentierte, dass gerade die relativ komplexen Abstimmungsprozesse in Interaktionen nicht durch Auflösung von Organisationsgrenzen vollzogen werden, sondern in einem komplexen Grenzmanagement, welches seine koordinierende Leistungsfähigkeit durch starke Identitätsbildung der beteiligten Organisationen in der Interaktion erhält. *Petra Hiller* und *Sebastian Wegner* schlugen zur Beobachtung von organisationalen Grenzphänomenen den Begriff des Zwischensystems als ein Interaktionssystem besonderen Typs vor, das weder als Interaktion der Organisation noch als eine der Umwelt zu werten sei, sondern als eine spezifische Interaktion zwischen einer Grenzstelle der Organisation und Vertretern des relevanten Publikums; die Leistungsfähigkeit dieses Begriffs illustrierten sie anhand einer Fallstudie zur Praxis eines Wirtschaftsdezernenten einer Gemeinde – eine detaillierte Analyse des Zwischensystems könne zeigen, wie sich Interaktionsformen an der Grenze Organisation und Umwelt möglicherweise ausweiten (sodass man nicht von einer Auflösung von Organisationsgrenzen sprechen könne). *Ulrich Dolata* argumentierte in seinem Vortrag, dass Prozesse der Kollektivbildung im Internet herkömmliche Modi des Organisierens nicht außer Kraft setzten; zwar gebe die technische Programmierung bestimmter Programme Pfade des Organisierens vor, jedoch legten Überlegungen aus soziologischen Analysen zu sozialen Bewegungen nahe, dass die Stabilisierung von Kollektiven auch im Internet nur durch herkömmliche Formen des Organisierens wie Formalisierung, Hierarchisierung etc. zu haben ist. Abschließend präsentierte *Leopold Ringel* eine Studie zur Fraktionsarbeit der Piratenpartei in NRW; er führte vor Augen, dass die Organisation trotz Rekurs auf den Leitwert der Transparenz unter dem Druck steht, sich als arbeitsfähige Partei zu präsentieren, sodass dieser Wert sowohl kommunikativ als auch in Bezug auf die Etablierung und Veränderung von Organisationsstrukturen unterschiedlich gefüllt wird und so zwangsläufig vermehrt Zonen der Intransparenz in die Organisation eingezogen werden.

## Publikationen

Die Reihe Organisationssoziologie, die vom Vorstand der Sektion herausgegeben wird, umfasst derzeit sechs Titel. »Die Hochschule als Organisation« (2 Bd., Hrsg. Uwe Wilkesmann), »Formalität und Informalität in Organisationen« (Hrsg. Victoria von Groddeck, Sylvia Wilz), »Organisation und Strukturierung« (Hrsg. Jörg Sydow, Carsten Wirth) und »Organisation und Konventionen« (Hrsg. Lisa Knoll) sind erschienen. »Organisation und Unsicherheit« (Hrsg. Maja Apelt, Konstanze Senge), sowie »Zur Zukunft der Organisationssoziologie« (Hrsg. Maja Apelt, Uwe Wilkesmann) sind im Druck bzw. in Vorbereitung.

## Mitgliederversammlung/Vorstandswahlen

Satzungsgemäß fanden auf der Mitgliederversammlung am 8. Oktober 2014 Vorstandswahlen statt. Aus dem alten Vorstand schieden Sylvia Wilz (Hagen), Pamela Wehling (Potsdam) und Konstanze Senge (Hamburg) aus. Der neue Vorstand besteht nun aus den folgenden Mitgliedern: Maja Apelt (Potsdam), Victoria von Groddeck (München), Ingo Bode (Kassel), Raimund Hasse (Luzern), Uli Meyer (Berlin), Maximiliane Wilkesmann (Dortmund), Uwe Wilkesmann (Dortmund), Arnold Windeler (Berlin).

Ebenso rotierte satzungsgemäß Uwe Wilkesmann als erster Sprecher aus dem Amt und Maja Apelt rückte als erste Sprecherin nach. Es wurde Victoria von Groddeck als neue zweite Sprecherin gewählt.

## Ausblick auf 2015

Für das 2015 sind zwei Tagungen geplant: Im Frühjahr wird in Dortmund eine Tagung zu »Non-Profit-Organisationen – Entgrenzt in die Zukunft?« (Organisation: Ingo Bode, Uwe Wilkesmann, Maja Apelt) stattfinden. Die Herbsttagung soll an der TU Berlin stattfinden (Organisation: Arnold Windeler, Uli Meyer).

Maja Apelt, Uwe Wilkesmann, Ingo Bode, Victoria von Groddeck

## Sektion Umweltsoziologie

### 11. Jahrestagung der Nachwuchsgruppe Umweltsoziologie »Innovation – Exnovation: Neu und Alt in der Nachhaltigkeitsdebatte«

Vom 5. bis 7. November 2014 fand an der Universität Stuttgart die 11. Jahrestagung der Nachwuchsgruppe Umweltsoziologie in Kooperation mit der Sektion Umweltsoziologie statt. Diese wurde von Annika Arnold, Marco Sonnberger (Zentrum für Interdisziplinäre Risiko- und Innovationsforschung, Universität Stuttgart), Martin David, Gerolf Hanke und Luise Tremel (Norbert Elias Center for Transformation Design & Research, Europa Universität Flensburg) organisiert. Unterstützt wurde die Tagung von der Sektion Umweltsoziologie und der Vereinigung von Freunden der Universität Stuttgart e.V. 35 NachwuchswissenschaftlerInnen problematisierten aus verschiedenen Perspektiven unter der Überschrift »Innovation – Exnovation: Neu und Alt in der Nachhaltigkeitsdebatte« inwiefern im soziologischen Diskurs zur Nachhaltigkeit neben dem Innovationsbegriff auch dessen Gegenpart – die Exnovation – von Interesse und Relevanz ist. Ausgangslage war, dass eine »Einführung von Neuem« sowohl in der Innovations- als auch in der Umweltsoziologie aktuell zentral verankert ist, eine »Ausführung des Alten« jedoch von der Debatte fast vollständig vernachlässigt wird. Ziel dieser interdisziplinären Tagung war daher, mit theoretischen Überlegungen und empirischen Forschungsergebnissen eine Diskussionsgrundlage zum Begriff »Exnovation« zu schaffen, die dem Innovationsbegriff in der umweltsoziologischen Nachhaltigkeitsdebatte an die Seite gestellt werden könnte – ganz gleich, ob relationistisch und/oder kontrastierend.

Die TeilnehmerInnen wurden durch Prof. Dr. Dr. h.c. *Ortwin Renn*, Direktor des Zentrums für Interdisziplinäre Risiko- und Innovationsforschung und Leiter der Abteilung Technik- und Umweltsoziologie des Instituts für Sozialwissenschaften an der Universität Stuttgart, begrüßt. Die sich anschließende Keynote zur Tagung wurde von der Soziologin und Innovationsforscherin Prof. Dr. *Cordula Kropp* (München) gehalten. Kropp betonte unter anderem die Unzulänglichkeit des Innovationsverständnisses, das den gegenwärtigen Transformationsdiskurs der interdisziplinären Umweltforschung und Politikberatung prägt. Ein Innovationsbegriff, der auf win-win-Konstellationen und einen einseitigen Technikfokus setze, verkenne die Eingriffstiefe des im Sinne »ernstgemeiner Nachhaltigkeit« notwendigen gesellschaftlichen Wandels. Eingedenk des schumpeterianischen Diktums einer »schöpferischen Zerstörung« müsse ein transformatives Inno-

tionsverständnis durch einen Exnovationsbegriff ergänzt werden. Als Kern einer (noch rudimentären) Transformationstheorie benannte sie die Frage nach dem »Verbreitungsschicksal« nachhaltiger Innovationen und Exnovationen, wobei sie insbesondere die Frage aufwarf, wie der »Richtungssinn« einer Innovation oder Exnovation im Prozess gewährleistet werden könne. Im Anschluss an die Innovationstheorie Werner Rammerts unternahm Kropp den Versuch, drei Ebenen der Diffusion von Exnovationen zu unterscheiden: eine semantische (Diskurs), eine pragmatische (Praktiken) und eine grammatische (Institutionalisierung) Ebene. Im Laufe der Tagung wurden immer wieder Referenzen und Parallelen zu Kropps Theoriebausteinen sichtbar.

Der erste Tag stand im Zeichen einer Bestandsaufnahme zur aktuellen Rolle des Begriffspaares Innovation und Exnovation in der umweltsoziologischen Nachhaltigkeitsdebatte. *Martin David* (Flensburg) unternahm in seinem Beitrag den Versuch einer ersten theoretischen Verortung des »Neuen« und des »Alten« in der soziologischen Nachhaltigkeitsdebatte. Die weiteren Beiträge des Panels beleuchteten verschiedene mögliche soziale Träger solcher Transformationen wie Markt, Staat, soziale Bewegungen oder auch Akteurskooperationen. *Michael Kunkis* (Frankfurt am Main) unterstrich in seinem Beitrag das Spannungsfeld zwischen dem in der Umweltsoziologie bereits akzeptierten Begriff der Nachhaltigkeitsinnovation und stellte es Anforderungen der sozial-ökologischen Forschungstradition gegenüber. Damit griff der Beitrag die Frage nach dem notwendigen Forschungsmodus für eine integrierte Transformations-Betrachtung auf. Eine ökonomische Perspektive und den Begriff der »normativen Innovation« führte *Daniel Belling* (Heidelberg) in die Debatte ein, indem die Rolle von Wirtschaftsakteuren in den Mittelpunkt gestellt wurde, die normative (Umwelt-)Standards als Produktneuerungen anbieten. Deren Relevanz auch für Exnovationsprozesse wurde im Anschluss diskutiert. *Dirk Marx* (Cottbus-Senftenberg) formulierte erste Ideen zur Umsetzung nachhaltigen Lernens »unter Laborbedingungen«.

Das zweite Panel befasste sich mit Prägungen, Kontinuitäten und Veränderungshemmnissen in sozialen Transformationsprozessen. Der Fokus lag weitgehend auf Innovationsimpulsen und -barrieren.

Hier wurden nun auch einige konkrete Beispiele aus der empirischen Forschung vorgestellt, vornehmlich aus den Bereichen Mobilität (*Uta Schneider*, Karlsruhe), Wohnen (*Sebastian Johann*, Kaiserslautern), Energiekonsum (*Amrit Brubns*, Braunschweig) und Energiesystem (*Gregor Kungl*,

Stuttgart). Der letzte Beitrag fokussierte im Gegensatz zu den drei vorangegangenen nicht den Komplex individueller Handlungsmuster, sondern erläuterte aus organisationssoziologischer Perspektive, inwiefern sich etablierte »Systeme resistent gegenüber Veränderungen verhalten«, wobei Innovations- wie auch Exnovationsprozesse betrachtet wurden. Sowohl aus individueller als auch aus systemischer Perspektive wurde erneut die brisante Frage nach Rolle und Rahmen einer etwaigen politischen Steuerung von Exnovation gestellt – schließlich hat sich auch die Umweltsoziologie in den vergangenen Jahren Fragen der Steuerung von Innovationsprozessen gewidmet. Der Bogen, der sich um diese vier Beiträge spannte, kann stellvertretend mit dem Schlagwort »structure-agency dilemma« umschrieben werden: Inwiefern stellen sich in Innovations- wie Exnovationsprozessen Strukturen als handlungsleitend dar, und welchen Handlungsspielraum haben Individuen innerhalb dieser festgelegten Strukturen?

Das sich anschließende Panel widmete sich einer historisch-vergleichenden und theoriegeleiteten Annäherung an den Exnovationsbegriff und ergänzte damit die funktionalistische und strukturalistische Perspektive: *Laise Tremel* (Flensburg) zeigte in ihrem Beitrag zur Abschaffung der Sklaverei das Potential, welches sich für die Entwicklung eines »Verständnisses vom Abschaffen oder Ausführen« in der Umweltdebatte aus anderen Forschungsbereichen ableiten lässt. *Martin Schweighofer* (Friedrichshafen) skizzierte ein Theorem zur Elimination sozialer Praktiken. Auf dieser Grundlage eröffneten *Moritz Boddenberg* (Frankfurt am Main), *Maria Seewald* und *Maximilian Schmies* (Berlin) die behavioristische Perspektive auf Rollen von Praktiken einerseits und Sinnwelten andererseits, deren Verschränkung notwendig ist für eine erfolgreiche Antwort auf drängende Transformationsfragen. In diesen Beiträgen verbarg sich ein neuralgischer Punkt der umweltsoziologischen Nachhaltigkeitsdebatte: Wie können Praktiken und Sinnwelten, die den aktuellen Gesellschaftsentwurf in Frage stellen, aus ihren »Nischen« geholt und in den »Mainstream« überführt werden, ohne dabei ihren normativen Richtungssinn zu verlieren? In dieser Diskussion wurde erneut deutlich, dass Exnovation immer auch an Fragen der Machtverteilung rührt, was sie zu einer Bedrohung des status quo werden lässt. Während Innovation gewöhnlich als Gewinnversprechen für alle Gesellschaftsebenen dargestellt wird, bildet Exnovation den provokanten »Stachel«, der deutlich macht, dass es in gesellschaftlichen Transformationen auch Verluste und Einbußen gibt und dass eine Transformation folglich ein zumindest ambivalenter Prozess ist.

Das abschließende Panel fokussierte entsprechend und unter der Überschrift »In der Realität angekommen?« auf politisch gesteuerte Innovation und Exnovation. Damit einher ging die Frage, welche Radikalität der Veränderung in Innovation bzw. Exnovation verborgen ist – ob es sich dabei jeweils um die Weiterführung des Alten auf neuen Pfaden oder um einen tatsächlichen Bruch mit alten Pfaden handeln könnte: Wird eine soziale Funktion gänzlich in Frage gestellt und beendet, oder wird sie lediglich in eine andere Form gegossen? *Britta Acksel* (Essen), *Sophia Alcantara* (Stuttgart), *Franziska Engels* und *Anna Verena Münch* (Berlin) sowie *Alexander Kleinschrodt* (Bonn) beschäftigten sich in ihren Beiträgen mit den Agenten aktuell stattfindender Veränderungsprozesse im Umwelt- und Energiebereich.

Insbesondere die Frage nach – politisch gewollten? – Pfadabhängigkeiten führte zu der Diagnose, dass die momentan größte Transformation, die Energiewende, »schiefe« aufgestellt ist: mit einem starken Innovationsimperativ, einem jedoch nur gering ausgeprägten Aufruf zur Exnovation.<sup>1</sup> In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, inwiefern Innovation ohne Exnovation im ökologischen Sinn überhaupt zielführend ist. Die Tagung konnte einige Anhaltspunkte für Antworten auf diese Frage liefern, ohne jedoch zu abschließenden Ergebnissen zu kommen. Es zeigte sich allerdings, dass der Exnovationsbegriff durchaus ein sinnvolles Instrument darstellen kann, um Veränderungsprozesse neu zu beleuchten.

Neben dieser Agenda kam auch der informelle Austausch nicht zu kurz. Zur durchgehend sehr lebendigen und anregenden Atmosphäre trug auch die starke Interdisziplinarität der Vortragenden und Gäste bei: die TeilnehmerInnen waren nicht nur in der Soziologie und angrenzenden Sozialwissenschaften beheimatet, sondern kamen auch aus den Bereichen Immobilienökonomie, Psychologie und sogar Musikwissenschaften. Auch im nächsten Jahr wird die NGU wieder neue Perspektiven auf umweltsoziologische Fragestellungen aufzeigen. Die zwölfte NGU-Tagung wird voraussichtlich Mitte 2015 an der Zeppelin Universität Friedrichshafen stattfinden.

Annika Arnold, Martin David, Gerolf Hanke, Marco Sonnberger und  
Luise Tremel

---

<sup>1</sup> Den Bedarf, Exnovationsprozesse systematisch terminologisch zu erschließen, machen die Metaphern »Atomausstieg« und »Endlager« deutlich, die den Diskurs der deutschen Energiewende zwar prägen, seine soziale Prozesshaftigkeit aber nur unzulänglich beschreiben können.

## Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie

Die Sektion Stadt- und Regionalsoziologie vergibt 2015 für herausragende Dissertationen den »Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie innerhalb der DGS«. Mit dem Preis wird eine empirisch, methodisch und/oder theoretisch herausragende Dissertation ausgezeichnet, die sich grundlegend mit Fragen der Stadt- und Regionalsoziologie auseinandersetzt. Der Preis wird alle zwei Jahre auf der Herbsttagung der Sektion verliehen, das nächste Mal im Herbst 2015.

Die Arbeiten können von den Verfasserinnen und Verfassern oder von den betreuenden Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern eingereicht werden. Teilnahmeberechtigt sind Arbeiten, die innerhalb der letzten zwei Jahre an einer deutschen oder ausländischen Hochschule als Dissertation angenommen oder in dem Zeitraum publiziert wurden.

Über die Preisvergabe entscheidet eine vierköpfige, fachlich qualifizierte Jury. Das Preisgeld beträgt 1.000 €. Die Jury behält sich vor, die Preissumme auf mehrere Arbeiten zu verteilen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Einzureichen sind ein Exemplar der Arbeit und eine Kurzfassung (eine DIN A4-Seite) jeweils in gedruckter und digitaler Form (pdf) bis **30. April 2015** an: Prof. Dr. Carsten Keller Universität Kassel (HoPla), Institut für urbane Entwicklungen, Gottschalkstraße 22, 34127 Kassel, E-Mail: carsten.keller@uni-kassel.de

## Für gute Arbeit in der Wissenschaft

Initiative führt zu Diskussionen in der DGS

Die Sonderveranstaltung »Nachwuchs in der Krise« auf dem DGS-Kongress 2014 in Trier zeigte, dass vom Doktoranden, über die Post-Doktorandin und die Juniorprofessorin, bis hin zum ausgewanderten Professor Wissenschaftler/innen in allen Karrierestufen prekäre Arbeitsbedingungen im Wissenschaftsbetrieb kennen und erfahren. Neben dem stoischen Ertragen einer unverhältnismäßig langen »wissenschaftlichen Adoleszenz« stellen nur der Weggang ins Ausland oder die Abkehr von der Wissenschaft individuelle Handlungsoptionen dar. Beinahe wöchentlich ist in den großen Medien über die Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen im deutschen Hochschulsystem zu lesen. Der Hintergrund ist die sich stetig verschlechternde Situation des akademischen Mittelbaus, die geprägt ist von hochgradiger Beschäftigungsunsicherheit und Prekarität, insbesondere in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Zeitungsartikel, die erstaunt von der Leidensfähigkeit der so genannten Nachwuchs-Wissenschaftler/innen berichten, offenbaren das eigentliche Problem: Die berufliche Unsicherheit gehört zum akademischen Mythos. Nur wer von der inneren Berufung zur Wissenschaft beseelt ist, wird in der Lage sein, die Unwägbarkeiten des Wissenschaftsberufs auszuhalten – eine Sichtweise, die sich schon in Max Webers berühmter Rede »Wissenschaft als Beruf« findet. In den letzten Jahren steht dieser »unzeitgemäßen Aktualität Max Webers« (Kreckel 2013: 54) allerdings eine massive Verschärfung des Wettbewerbs um Forschungsgelder und Stellen bei gleichzeitiger Unterfinanzierung der Universitäten gegenüber. Die Schwierigkeiten durch diese äußeren Bedingungen des wissenschaftlichen Berufs sind geradezu eskaliert.

Aus dieser Situation heraus trafen sich Angehörige des wissenschaftlichen Mittelbaus erstmals im Frühjahr 2014 um zu diskutieren, welche Möglichkeiten der Veränderung ihnen zur Verfügung stehen. Die kleine Gruppe wuchs schnell an, formierte sich als Initiative »Für Gute Arbeit in der Wissenschaft« und hat mit einem Offenen Brief an den Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie einen ersten Schritt getan, um die Fachgemeinschaft für die problematische Situation des wissenschaftlichen Mittelbaus zu interessieren und zu mobilisieren. Im Folgenden sollen die zentralen Anliegen, das bisher Erreichte und die weiteren Schritte aus Sicht der Initiator/innen dargestellt werden.

## Hintergründe

Dass der Wettbewerb im deutschen Wissenschaftssystem in den letzten Jahren drastisch verschärft worden ist, zeigt schon der Blick in die Hochschulstatistiken: Von 2003 bis 2012 wurde die Zahl der wissenschaftlichen und künstlerischen Mitarbeiter/innen an deutschen Universitäten von 120.545 auf 165.459 um 44.914 Personen (ca. 37%) erhöht. Die Zahl der ordentlichen Professuren hingegen ist im gleichen Zeitraum nur um 618 (ca. 3%), von 21.129 auf 21.747, gestiegen. Im gleichen Zeitraum stagniert die Zahl der unbefristeten Stellen im Mittelbau bei etwa 26.000 – und das, obwohl Deutschland im internationalen Vergleich ohnehin einen äußerst geringen Anteil an festen Stellen im Wissenschaftssystem aufweist.

Getragen wird der Stellenanstieg im Mittelbau fast ausschließlich von Projektstellen mit kurzen Vertragslaufzeiten. Über die Hälfte der auf Grundlage des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes (WissZeitVG) abgeschlossenen Verträge hat eine Laufzeit von weniger als einem Jahr (Jongmanns 2011). Das ist einerseits die Folge der zunehmenden Zahl von projektbasierten Arbeitsverhältnissen. Andererseits sind aber auch die Anstellungspraxen der Professorinnen und Professoren sowie der wissenschaftlichen Einrichtungen zu hinterfragen. Vielfach sind die Vertragslaufzeiten sogar weit kürzer als die Projektlaufzeiten, eine Mindestlaufzeit ist im WissZeitVG nicht vorgeschrieben.

Das Problem wird noch viel größer, wenn der Blick auf all jene Personen fällt, die in den Statistiken überhaupt nicht auftauchen: Auf die arbeitssuchenden und arbeitslosen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, auf die vielen Promovierenden und Post-Docs, die ohne soziale Absicherung über Stipendien finanziert werden, auf diejenigen, die sich mit Jobs in anderen Bereichen finanziell über Wasser halten, aber auf eine Anstellung in der Wissenschaft hoffen oder diejenigen, die zwischen Projekten über das Arbeitsamt einige Monate »zwischenfinanziert« werden. Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen.

Eine dramatische Verschärfung des Wettbewerbs, immer schlechtere Zukunftsperspektiven, immer kürzere Verträge – so lassen sich die Entwicklungen auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt zusammenfassen. Diese Situation ist keine über Wissenschaftler/innen hereingebrochene Naturkatastrophe, sondern das Resultat politisch gesteuerter und gestaltbarer Entwicklungen. Zuvorderst sind sicherlich Bund und Länder für diese Situation verantwortlich. Sie haben über die Bereitstellung von Ressourcen

und die gesetzliche Regulierung den größten Einfluss auf die Arbeits- und Karrierebedingungen in der Wissenschaft. Doch auch die Hochschulen können mehr tun. Die Hochschulleitungen haben in den letzten Jahren erheblich an Kompetenzen hinzugewonnen und können stärker selbst über ihre Ressourcen bestimmen. Personalentwicklung ist zumeist jedoch noch immer ein Randthema.

Schließlich sind auch die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst gefordert: Als Kolleg/innen und als Leitungspersonen. Dass Kolleg/innen sich solidarisieren und mobilisieren, kann entscheidend dazu beitragen, dass die skizzierten Probleme nicht einfach stillschweigend ertragen und fortgesetzt werden. Ob Stellen halbiert oder gedrittelt werden, ob in Projektanträgen zusätzliche Mittel für Vertretungen und Vertragsverlängerungen in Folge von Mutterschutz, Elternzeit, Pflege betagter Eltern und anderen Betreuungszeiten eingeplant werden und ob faire Einstellungsverfahren durchgeführt werden, liegt in der Verantwortung von Leitungspersonen.

### Unser Ansatz

Trotz der katastrophalen Lage regt sich bislang erstaunlich wenig Widerstand im wissenschaftlichen Mittelbau. Offenbar lassen der Mythos der inneren Berufung, der Überlebenskampf im wissenschaftlichen Bereich, die kurzfristigen Perspektiven und die diffuse Hoffnung, am Ende doch erfolgreich zu sein, nur wenig Raum für Vernetzung und Solidarität. Dazu passt, dass der gewerkschaftliche Organisationsgrad im wissenschaftlichen Bereich seit jeher sehr gering ist.

In unserem Offenen Brief an die DGS haben wir deshalb an die Fachgemeinschaft appelliert, sich konsequent und öffentlichkeitswirksam für eine Verbesserung der Beschäftigungsbedingungen einzusetzen und bestehende Handlungsspielräume zu nutzen. Wir wollen einen Diskussions- und Selbstverständigungsprozess innerhalb der DGS anstoßen und vorantreiben, der auf allen Ebenen zu einer Sensibilisierung beiträgt. Die unserer Meinung nach wichtigste Voraussetzung dafür ist es, eine starke Repräsentanz des Mittelbaus in den Gremien der DGS zu erreichen – um ihn sichtbar zu machen und ihn zu befähigen, die Anliegen des Mittelbaus in allen Kontexten vor- und einzubringen, so dass diese nicht länger implizit oder unbeachtet bleiben. Dies stellt letztendlich auch eine längst fällige Demokratisierung der DGS dar.

Ziel ist es, die Diskussion ausgehend von der Fachgemeinschaft hinaus in die Universitäten, Institute und Gremien zu tragen, nicht nur, um dort auf die prekäre Lage aufmerksam zu machen, sondern auch um auf kleinster Ebene Einzelpersonen und Institutionen dazu aufzufordern, die ihnen je eigenen Handlungsspielräume (z.B. als Vorgesetzte, als Koordinator/innen von Graduiertenschulen) zu nutzen. In diese Richtung zielt unser Vorschlag, Minimalbedingungen guter Arbeit in den Ethikkodex der Fachgesellschaft zu integrieren und auf die konkreten Handlungsmöglichkeiten jeder Einzelperson aufmerksam zu machen. Damit weisen wir auf den Zusammenhang hin, dass für gute wissenschaftliche Praxis gute wissenschaftliche Arbeitsbedingungen die elementare Voraussetzung sind.

### Erste Erfolge

Der Offene Brief an die DGS war ein erster großer Erfolg. Über 2.700 Menschen haben unsere Forderungen durch Zeichnung unterstützt. Einige Tageszeitungen berichteten (Lehmann 2014, neues deutschland 2014) und der Vorsitzende der DGS, Stephan Lessenich, kommentierte unsere Initiative zustimmend in einem Artikel in »Forschung und Lehre«. (Lessenich 2014).

Im Rahmen der Sonderveranstaltung »Nachwuchs in der Krise« auf dem DGS-Kongress in Trier haben wir in Arbeitsgruppen verschiedene Handlungsfelder und Forderungen diskutiert.

Ebenso gibt es konkrete positive Konsequenzen. Aufgrund der überwiegend positiven Resonanz auf unsere Forderungen auf der Mitgliederversammlung hat sich das Konzil der DGS dazu entschlossen, die Vorschlagsliste für die Konzilswahlen um drei Vertreter/innen – Tina Weber (LMU München), Eva-Christina Edinger (Pädagogische Hochschule Nordwestschweiz) und Boris Traue (Leuphana-Universität Lüneburg) – des Mittelbaus zu erweitern. Dass alle drei schlussendlich nicht gewählt wurden, macht aus unserer Sicht nur umso deutlicher, dass die Wahlverfahren der DGS insgesamt transparenter werden müssen und unsere Anstrengungen nicht nachlassen dürfen.

Zusätzlich hat der DGS-Vorstand die Einrichtung eines Ausschusses beschlossen, in den der DGS-Vorstand und unsere Initiative jeweils drei Mitglieder entsenden. Dieser soll beraten, wie die konkreten Forderungen für gute Arbeit in der Wissenschaft umgesetzt werden können. Es wird unter anderem darum gehen zu klären, ob der Ethikkodex der richtige Ort

für die Formulierung von Standards für »gute Arbeit in der Wissenschaft« ist. Ferner ist noch unklar, in welcher Form der Mittelbau eine gesicherte Gremienrepräsentanz innerhalb der DGS erhalten kann. Gerade in dieser Hinsicht hilft ein Blick über den eigenen Tellerrand. Die Fachgesellschaften der Psychologie, Politikwissenschaft und Kommunikationswissenschaft haben hier bereits Erfahrungen mit verschiedenen Modellen gesammelt, von denen wir profitieren können.

Außerdem hat unser Beispiel in Sachen Bewusstseinschaffung für die prekären Arbeitsbedingungen Ansteckungseffekte produziert und andere Initiativen angeregt, beispielsweise in der Politikwissenschaft.

## Ausblick

Viel ist schon passiert – aber umso mehr bleibt noch zu tun:

- Wir wollen Wege ebnen, um den Diskussionsprozess so schnell wie möglich in die Breite der Mitgliedschaft hineinzutragen und unterschiedliche Foren für den Austausch finden (Sektionstagungen, Kongresse).
- Demokratische und transparente Verfahren und Prozesse zur stetigen Einbindung des Mittelbaus, aber auch zur Einbindung und Repräsentation von Studierenden und ggf. anderen Statusgruppen müssen etabliert werden.
- Mit Nachdruck müssen wir dafür sorgen, dass die Forderungen zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen anschlussfähig für verschiedene Situationen konkretisiert werden und vor allem auch Anwendung finden.
- Wir wünschen uns, dass sich unsere Fachgesellschaft, ähnlich wie beim CHE-Ranking, auch öffentlichkeitswirksam für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft einsetzt.

Der Wind in der deutschen Wissenschaftspolitik steht derzeit günstig. Wissenschaftsrat und HRK haben jüngst ihre Vorschläge zu einer Reform der Karrierebedingungen gemacht, die Novellierung des WissZeitVG steht an und auch die Spitzen der Ministerien haben Handlungsbedarf erkannt. Konkret ist aber noch nichts. Für uns heißt das vor allem eines: Wir lassen nicht locker.

Nina Amelung, Eva-Christina Edinger, Jan-Christoph Rogge, Peter Ullrich  
und Tina Weber

## Quellen

- Jongmanns, G. 2011: Evaluation des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes (WissZeit-VG). Gesetzevaluation im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung. Hannover. [http://www.his.de/pdf/pub\\_fh/fh-201104.pdf](http://www.his.de/pdf/pub_fh/fh-201104.pdf) (Zugriff: 25.01.2015)
- Kreckel, R. 2013: Akademischer Nachwuchs als Beruf? Zur unzeitgemäßen Aktualität Max Webers. In M. Haller (Hrsg.), *Wissenschaft als Beruf. Bestandsaufnahme – Diagnosen – Empfehlungen*. *Forschung und Gesellschaft*, 54–67. Wien. [www.oeaw.ac.at/fileadmin/NEWS/2013/pdf/FuG\\_5\\_Wissenschaft-als-Beruf\\_fuer\\_Web.pdf](http://www.oeaw.ac.at/fileadmin/NEWS/2013/pdf/FuG_5_Wissenschaft-als-Beruf_fuer_Web.pdf) (Zugriff: 25.01.2015)
- Lehmann, A. 2014: Soziologen sollen sozial sein. *Taz* vom 9.10.2014. <http://m.taz.de/Prekaere-Arbeit-in-der-Wissenschaft/1147283;m/> (Zugriff 11.01.2015)
- Lessenich, S. (2014): Standpunkt: Kinder des Olymp. In: *Forschung und Lehre*. [www.forschung-und-lehre.de/wordpress/?p=17073](http://www.forschung-und-lehre.de/wordpress/?p=17073) (Zugriff 11.01.2015)
- Neues Deutschland 2014: Nachwuchs-Soziologen fordern Beschäftigungsstandard. 1.10.2014. [www.neues-deutschland.de/artikel/947795.nachwuchs-soziologen-fordern-beschaefigungsstandards.html](http://www.neues-deutschland.de/artikel/947795.nachwuchs-soziologen-fordern-beschaefigungsstandards.html) (Zugriff 11.01.2015)

## Habilitationen

Dr. Rasmus Hoffmann hat sich am 12. November 2014 an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Rostock habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »International comparative research on health«. Die *venia legendi* lautet Empirische Sozialforschung.

Dr. Katharina Manderscheid hat sich am 14. Januar 2015 an der Universität Luzern habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Ungleiche Mobilitäten. Eine (post)strukturalistische Verortung räumlicher Bewegungen in der Soziologie«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

## Vom Rüttelflug des Falken

### Ulrich Oevermann zum 75. Geburtstag

»Do you know that Ulrich is the German Bourdieu?«, so Basil Bernstein bei einem Treffen in London anlässlich der Vorbereitung einer bildungssoziologischen Konferenz. Ulrich Oevermann feiert in diesen Tagen seinen 75. Geburtstag, Anlass für den Schüler und Freund, eine leicht übersehene Sinnstruktur hermeneutischer Praxis herauszuarbeiten, auch deshalb, weil die Lokalität ihrer Entstehung – das legendäre Universitätsgebäude der Goethe-Universität Frankfurt, AFE-Turm genannt – zu Staub geworden und somit unwiederbringlich verschwunden ist. Ein *factum brutum*, das allerdings die Geltungskraft der aufgedeckten Figur nicht zu erschüttern vermag. Oevermanns Oeuvre als Leistung zu würdigen, eine einzigartige Synthese strukturalistischer Theorie und Methodologie, die in bildungssoziologischen Fragestellungen ihren Anfang nimmt, erübrigt sich an dieser Stelle. Wer den eindrucksvollen Nachruf auf seinen Lehrer M. Rainer Lepsius liest, kann sich nebenbei von den Stationen der akademischen Formung Ulrich Oevermanns ein Bild machen. Frankfurt wurde Ort einer legendären geistigen Schaffenskraft, Fokus eines Gelehrtentums, das Kooperationen mit geistes- und naturwissenschaftlichen Disziplinen initiierte, die Grenzen des Fachs Soziologie überbrückte und überdies auf die geistige Situation der Stadt ausstrahlte. Viel Disziplingeschichtliches an seinem Profil ist noch nicht erschlossen: Bourdieu, Bernstein und Oevermann, beinahe generationsgleich und über die professionelle Kollegialität hinaus in Freundschaft verbunden, in vergleichbarer Aufmerksamkeit für die Bildungsbenachteiligung in ihren Ländern, beginnen ihre akademische Karrieren aus einer Position der erfahrenen Marginalität, sei es kulturell, von der Klassenlage des Elternhauses oder aus der spezifischen Familienkonstellation. Es zählt zu den bemerkenswerten Ausdrucksformen breiter öffentlicher Resonanz der Soziologie in den siebziger Jahren, dass drei Forscher die empirische Analyse der Bildungssysteme ihrer Herkunftsländer England, Frankreich und Deutschland zum Anlass nehmen, die Soziologie auf eine theoretische Perspektive zu verpflichten, die der Operativität der Sprache eine Schlüsselrolle zuweist. Die Kunst des Sprechens, die elaborierte Performanz, erscheinen in ihren Forschungen als Medien einer Privilegien sichernden Institutionenstruktur, aber gleichermaßen als Bedingungen der Möglichkeit für die Identitätsentwicklung und autonome Lebensführung der Person. Pierre Bourdieu, der mit der Studie über die »Illusion der

Chancengleichheit« den Voraussetzungen für die verschlossenen Tore der höheren Bildung in Frankreich nachgeht, Basil Bernstein, der in der Theorie der linguistischen Kodes das Scheitern derjenigen nachweist, denen qua Milieuzugehörigkeit elaborierte Sprach- und Ausdrucksformen nicht zugänglich sind, und schließlich Ulrich Oevermann, der, Bernsteins Konzept auf die deutsche Situation übertragend, die aus heutiger Sicht kaum noch nachvollziehbare Selektivität der deutschen Gymnasialbildung empirisch belegt und den Bildungsdebatten der siebziger Jahre fundiert Nachdruck verleiht. Der Geburtstag ist nicht Anlass für Theorievergleiche oder für das Herausarbeiten von Gemeinsamkeit und Differenz der drei Ansätze im Zugriff auf die Sprache, deren sorgfältiger Analyse Oevermann eine spezifische Methodologie widmet. Wollte man eine typische Formulierung von Jürgen Habermas, dem zweiten Lehrer Oevermanns aufgreifen, dann hat Oevermann Habermas »urbanisiert«, wenn dieser Gadamer urbanisiert hat, und der – so die originale Formel – Heidegger »urbanisiert« hat. Lassen wir derartig anspruchsvolle Genealogien, vielmehr sei an eine biografisch in Oevermanns frühe Kindheit und Jugend zurückreichende Begeisterung für die gefiederte Welt erinnert. Seine Bewunderung derjenigen, die fliegen können und die der Schwerkraft exzentrischer Positionalität den Flügelschlag in der Thermik entgegensetzen, ist legendär, der Tier-Faszination eines George Herbert Mead oder des in vielen Anekdoten bewunderten Konrad Lorenz für die gefiederte Welt vergleichbar. Während der Interpretationssitzungen bei Ulrich Oevermann, zeitlich in einer Struktur, die den Unterschied zwischen Tag und Nacht zum Verschwinden brachte, waren es lediglich die Turmfalken, denen das Vorrecht eingeräumt war, die unerbittliche Strenge der Sequenzanalyse zu durchbrechen. Ihrem virtuos kapriziösen Taumel, mit dem sie dem unstillbaren Vergnügen der Balz nachgingen, konnte auch Oevermann nicht widerstehen. Die Interpretationsgemeinschaft der objektiven Hermeneutik, die in den oberen Stockwerken des AFE-Turms, somit in ebenbürtiger Höhe, tagte, vergaß jeden Anspruch auf methodologischen Heroismus, stürzte – so mancher auch dankbar wegen des Geschenks einer kurzen Pause – ans Fenster, um dem Flug der Falken nachzuspüren. Eine Lesart dieser stets enthusiastisch genossenen Freude über die Flugkunst der Vögel sei hier angesprochen – der Rüttelflug, der im übrigen all denen als Metapher hilfreich sei, die noch angesichts der inzwischen handbuchwürdig gewordenen Methodologie der objektiven Hermeneutik ihre Schwierigkeiten haben mit einer einzigartigen und produktiven Form, hartnäckig und geduldig zu forschen. Der Rüttel-

flug des Falken enthält die Sinnstruktur des objektiv hermeneutischen Vorgehens: in anstrengender Schwebel über einem fernen Etwas, über einer auf nichts Bedeutendes hinweisenden Oberfläche, hält der Falke inne, motiviert von einer aus der Idee objektiver Wahrscheinlichkeit getragenen Gewissheit, in der Trivialität des unter ihm existierenden Etwas Beute zu machen, aufzudecken, davonzutragen und zu konsumieren. Der Falke ist das Wappentier der objektiven Hermeneutik, der Stock, mit dem – wie Helmuth Plessner zu berichten weiß – Edmund Husserl einst in Göttingen mit den Worten »zurück zu den Sachen« ans Gartentor stieß, reicht nicht aus, um die phänomenologische Sorgfalt in Fahrt zu bringen. Falkengleich lässt sich der sequenzanalytische Verstehensvorgang durch das Gerede, durch das noch so harmlose Geplätscher einer Kommunikation, durch das in Sekunden dahingeworfene »Die kann se ganz gut« oder »Wann krieg ich denn endlich einmal was zu essen« nicht von der hypothetischen Gewissheit abbringen, gerade darin Beute zu machen, in der Amorphie des Gesprochenen Determinierendes aufzudecken, dessen Handlungswirksamkeit zu bestimmen, in seinen Voraussetzungen und Folgen zu diagnostizieren – »Tiere vor der Kamera«. Ulrich Oevermann, dem ein herzlicher Glückwunsch zugerufen wird, mag als Ornithologe der hier aufgedeckten Figur des deutenden Verstehens, unterlegt einer seinerzeit willkommenen Ablenkung durch die Natur, und entschlüsselt als Metapher des eigenen Tuns, zustimmen oder nicht, nachträglich mit Sinn gefüllt sei sie als Geburtstagsgruß und Dank formuliert, stellvertretend für viele, die in der Interpretationswerkstatt gelernt haben.

Tilman Allert

## Claus Offe zum 75. Geburtstag

Claus Offe gehört zweifellos zu den renommiertesten und meistzitierten deutschen Sozialwissenschaftlern der Gegenwart.<sup>1</sup> *Publish or Perish* listet 916 papers mit insgesamt 32.777 Zitationen, 655 pro Jahr, an der Spitze die englischsprachigen Sammelbände »Contradictions of the Welfare State« (2.669 Zitationen) und »Disorganized Capitalism« (1.769 Zitationen), gefolgt von einigen englischsprachigen Aufsätzen und spanischen Übersetzungen.<sup>2</sup> Die Gründe für diesen internationalen Rezeptionserfolg sind vielfältig. Offes Forschung bezieht sich auf die grundlegenden institutionellen Komplexe moderner Gesellschaften, nämlich den kapitalistischen Arbeitsmarkt und die liberale Demokratie, auf deren Funktionen, Dysfunktionen, konfligierende Eigenlogiken und spannungsreiche Interdependenzen, welche die asymmetrischen Machtpositionen der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen konstituieren und die Dynamik der wohlfahrtsstaatlich verfassten kapitalistischen Demokratien speisen. Dabei lässt er sich von aktuellen Herausforderungen anregen und versteht seine Analysen als Beitrag zur gesellschaftlichen Selbstaufklärung; sozialwissenschaftliche Forschung hat dieser Auffassung zufolge in erster Linie den Sinn, neue Perspektiven sowie relevante Informationen in die politische Öffentlichkeit einzuspeisen und auf diese Weise die Qualität der normativen Debatten einer Gesellschaft zu steigern. Damit begibt Offe sich gerade nicht auf das Feld utopischer, von empirischen Befunden entkoppelter Spekulation; in seiner Forschung verkörpert sich vielmehr der nüchterne, methodisch kontrollierte Blick der professionalisierten Sozialwissenschaften. Geprägt worden ist dieser nicht zuletzt durch den frühen Kontakt mit und die produktive Verarbeitung der englischsprachigen Forschung. Hinzu kommt Offes Neigung, die Widersprüche, Probleme, Hindernisse und Blockaden institutioneller Arrangements aufzuzeigen.

Claus Offe wurde am 16. März 1940 in Berlin geboren und wächst gemeinsam mit seinen zwei jüngeren Brüdern und einer Adoptivschwester in einem unpolitischen bürgerlichen Elternhaus auf. Offe macht in Wuppertal

---

1 Diesem Beitrag liegen Abschnitte zugrunde aus David Strecker, Rückkehr der Krisentheorie? Ein Blick voraus auf Claus Offes Frühwerk. *Zeitschrift für Politische Theorie* 4, Heft 2, 2013, 247–252 und David Strecker, Claus Offe. In Eckhard Jesse, Sebastian Liebold (Hg.) 2014: *Deutsche Politikwissenschaftler – Werk und Wirkung*. Von Abendroth bis Zellentin, Baden-Baden: Nomos, 597–611.

2 Eine vollständige Bibliographie findet sich auf Claus Offes homepage unter [www.hertieschool.org/de/offe/](http://www.hertieschool.org/de/offe/)

das Abitur. Seine Aufmerksamkeit während dieser Zeit gilt einer Lokalzeitung, für die er schreibt, sowie der Lektüre existentialistischer Literatur und auch schon einiger Schriften von Marx und Freud; er reist per Anhalter durch Westeuropa, versucht sich an Theater und Jazz, will Musiker werden und scheitert mit diesen Ambitionen.

Seit 1959 in Köln in Musikwissenschaft und Soziologie immatrikuliert wechselt Offe daraufhin 1960 an die FU Berlin, wo er neben Soziologie Volkswirtschaft und Philosophie studiert. Er lernt vor allem Politische Soziologie und Industriesoziologie bei Otto Stammer, den Offe als seinen Lehrer bezeichnet, wird mit den Schriften der Weimarer Juristen bekannt, und schließt 1965 bei Ludwig von Friedeburg mit einer mit »gut« bewerteten Diplomarbeit zum Begriff der Technik bei Arnold Gehlen und Helmut Schelsky ab. Die dort diskutierten Autoren waren ihrer NS-Vergangenheit zum Trotz bekanntlich zu den wichtigsten Fachvertretern avanciert und beeinflussten mit ihren technokratischen Gesellschaftskonzeptionen auch das öffentliche Bewusstsein der damaligen Bundesrepublik Deutschland.

1965 wird der nunmehr gerade 25-jährige Offe neben Ulrich Oevermann der zweite soziologischen Assistent beim gut zehn Jahre älteren Habermas. In den Frankfurter Jahren beginnt er auch Analysen zu publizieren, die orthodoxen marxistischen Kreisen als revisionistisch gelten und doch deutlich kapitalismuskritischer sind als die damaligen Äußerungen von Habermas. 1968 wird Offe mit der zwei Jahre darauf veröffentlichten Studie »Leistungsprinzip und industrielle Arbeit« promoviert, welche die in den Folgejahren systematisch ausgearbeitete Analyse gesamtgesellschaftlicher Krisentendenzen ebenso vorwegnimmt wie sein Interesse an der Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens, für das er sich bis heute politisch engagiert. Ebenfalls 1968 wirkt er an einer Arbeitsgruppe mit, die kurzfristig die Chance erhält, auf dem Frankfurter Soziologentag ein Referat »Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?« vorzutragen; der daraus hervorgegangene Aufsatz »Politische Herrschaft und Klassenstrukturen« markiert Offes wissenschaftlichen Durchbruch.

Kurz darauf erhält Offe ein Stipendium, mit dem er für anderthalb Jahre nach Berkeley und Harvard geht. Dies stellt gleichermaßen den Beginn seiner umfassenden Rezeption angelsächsischer sozialwissenschaftlicher Debatten und Ansätze dar wie auch den Auftakt einer langen Reihe von Auslandsaufenthalten, die ihn im Laufe der Zeit nicht zuletzt an ein *Institute for Advanced Studies* nach dem anderen führen (so zum Beispiel 1977/78 Princeton, 1982/83 Wassenaar, 1984 Wien, 1987/88 Stanford)

unter anderem mit Reinhard Bendix, Robert Dahl, Jon Elster, Albert O. Hirschman, David Lockwood, Steven Lukes, Mancur Olson, Ulrich K. Preuß sowie Philippe Schmitter ins Gespräch bringen, und mit der inhaltlichen Beteiligung an mehreren wissenschaftlichen Organisationen und Netzwerken einhergehen, insbesondere der Union for Radical Political Economics (URPE) und dem Basic Income Earth Network (BIEN).

1971 kehrt er nach Deutschland an das neugründete Starnberger Max-Planck-Institut zurück, an dem Habermas, der dem politisierten Universitätsalltag den Rücken gekehrt hatte, als Ko-Direktor gewissermaßen beabsichtigte, das frühe Programm des Frankfurter Instituts für Sozialforschung in modernisierter Form wiederaufleben zu lassen. Offe galt bald gemeinsam mit Habermas als führender Kopf einer zweiten Generation der »Kritischen Theorie« der »Frankfurter Schule«, die im Rahmen der 68er-Bewegung wiederentdeckt worden war und hierzulande als die kritische Alternative zu den etablierten Ansätzen der oben erwähnten ehemals nationalsozialistischen Autoren verstanden wurde. Entscheidend dafür war freilich die von Offe und Habermas damals entwickelte Spätkapitalismustheorie, die mit ihrer ersten systematischen Darstellung in Offes Aufsatzsammlung »Strukturprobleme des kapitalistischen Staates« ein breiteres Publikum fand. 1973 habilitierte Offe an der Universität Konstanz in Politikwissenschaft mit einer Arbeit, die diesen Ansatz weiter ausgearbeitet hat, und erhielt 1975 in Bielefeld eine Professur für Politikwissenschaft und Soziologie.

Noch in den ersten Jahren dort tritt die Spätkapitalismustheorie zunehmend in den Hintergrund. Als Büronachbar von Niklas Luhmann, der ihm ein ähnlich wichtiger Gesprächspartner wie Habermas wird, beschäftigt er sich nun vorrangig mit Sozialpolitik und Neokorporatismus sowie Arbeitsmarktpolitik und dem Strukturwandel des Arbeitsmarktes im Zusammenhang mit dem Wachstum des Dienstleistungssektors. 1989 wechselt er als erster Sprecher des neugegründeten Zentrums für Sozialpolitik (ZeS) an die Universität Bremen, wo er, wie schon in Bielefeld, einen Lehrstuhl für Politikwissenschaft und Soziologie besetzt. Weiterhin vielfältig als Gastwissenschaftler tätig, nicht zuletzt am Wissenschaftskolleg in Berlin, studiert Offe in den Bremer Jahren freilich vor allem den historischen Umbruch und betreibt Transitionsforschung. Dies setzt sich fort, als er 1995 nach Berlin an die Humboldt Universität geht, wo er bis zu seiner Emeritierung 2005 den Bereich »Politische Soziologie und Sozialpolitik« verantwortet. Neben der Analyse postkommunistischer Gesellschaften rücken demokratietheoretische Überlegungen nun ins Zentrum seiner Arbeit.

Außerdem beginnt er sich zunehmend mit dem europäischen Integrationsprozess zu beschäftigen. Seine Gastaufenthalte setzen sich fort, die nun auch regelmäßige Lehrtätigkeiten an der New Yorker *New School for Social Research* sowie der *Australian National University* in Canberra beinhalten. All dies ändert sich kaum, als er danach eine Professur für Politische Soziologie an der Hertie School of Governance annimmt. Dort eigentlich im Frühjahr 2012 im Rahmen eines Symposiums verabschiedet, ist Offe gleichwohl bis zum heutigen Tage an dieser privaten Hochschule tätig.

Claus Offe hat zahlreiche Studierende und Wissenschaftler geprägt, doch Offe-Schüler im engeren Sinne oder erst recht eine Offe-Schule gibt es nicht. Das hat nicht zuletzt mit dem eklektischen Charakter seines Werkes zu tun, das bei aller inhaltlichen Kontinuität keine kohärente Theorie bildet und sich durch eine Vielfalt an Themen und Methoden auszeichnet: den kapitalistischen Staat und seine Krisenhaftigkeit, den Wandel des Arbeitsmarktes mit dessen Folgen für die Gewerkschaftspolitik, die Wachstumswänge der Moderne und die Entwicklung sozialer Bewegungen, die Transformation staatssozialistischer Gesellschaften und die sozio-moralischen Voraussetzungen institutioneller Ordnungen, die staatlichen Handlungspotentiale im europäischen Integrationsprozess sowie die Funktionsdefizite wohlfahrtsstaatlich organisierter liberaler Demokratien. Dabei bedient er sich eines Methodenpluralismus, der marxistische ebenso wie funktionalistische Theoreme kennt, Webersche Motive und Überlegungen der kritischen Elitentheorie, Systemtheorie und Rational Choice, Moralsoziologie, Institutionenanalyse sowie empirische Sozialforschung und auch die Ideengeschichte. All dies bildet kein bruchloses Ganzes, wenn sich auch Offes Schriften der späten 1960er und eines größeren Teils der 1970er Jahre zu der recht kohärenten Spätkapitalismustheorie zusammenfügen, deren lebhafte Rezeption für Offes Reputation von entscheidender Bedeutung war.

Angesichts der aktuellen Verwerfungen, durch die der heute global entfesselte, finanzmarktgetriebene Kapitalismus die politischen Eliten zu immer kurzatmigeren Reaktionen nötigt, sind Kapitalismusanalyse und Krisenthematik auf die sozialwissenschaftliche Bühne zurückgekehrt. Diese Entwicklung verhilft auch der zwischenzeitlich vergessenen Spätkapitalismustheorie zu neuer Aufmerksamkeit. Indes pflegt nicht nur Offe selbst ein eher distanziertes und ambivalentes Verhältnis zu seinen frühen Schriften. Auch eine Neuauflage der »Strukturprobleme« und jüngere Aktualisierungsbemühungen dürften wenig daran geändert haben, dass die Spätkapi-

talismustheorie über ihren Namen hinaus gegenwärtig kaum mehr zum etablierten Kernbestand sozialtheoretischen Wissens gezählt werden darf. Dieser Umstand erklärt auch, dass die gesellschaftstheoretische Relevanz der Spätkapitalismustheorie, die sich zum Beispiel darin zeigt, dass die berühmte Kolonialisierungsthese von Habermas aus einer Weiterentwicklung der Spätkapitalismustheorie hervorgegangen ist, bislang kaum Beachtung findet und ihr Potenzial für eine überzeugende aktuellen Krisentheorie einstweilen unausgelotet bleibt.

Neben der grundlegenden Einsicht in das Erfordernis einer Verknüpfung handlungstheoretischer und funktionalistischer Annahmen zeigt sich insbesondere an dem aus der Perspektive der Spätkapitalismustheorie überraschenden Verhalten sowohl der Eliten wie der breiten Bevölkerung, dass die Frankfurter Krisentheorie die Genese handlungsleitender Überzeugungen nicht hinreichend ausgeleuchtet und trotz aller Distanz zu kruden materialistischen Annahmen allzu direkt von sozialen Strukturen auf Akteursüberzeugungen geschlossen hat. Abgesehen von dem überholten nationalstaatlichen Analyserahmen wurzeln die falschen Prognosen in erster Linie in fehlerhaften Annahmen darüber, welche Akteure wann welche Forderungen erheben und welche Zumutungen von ihnen in welchen Konstellationen hingenommen werden. Es ist also vor allem der Zusammenhang von Krise und Konflikt, der gerade angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen einer erneuten Analyse bedarf.

Ebenso wie die Annahmen über künftige Legitimitätskrisen haben sich auch Offes prognostische Überlegungen zur Zukunft der Arbeitsgesellschaft nicht bestätigt. Der Gesellschaft ist die Arbeit nicht ausgegangen, im Gegenteil, insbesondere durch die Zunahme der Frauenarbeit ist der Anteil der Beschäftigten an der Gesamtbevölkerung gestiegen. Und postmaterielle Wertorientierungen, die ohnehin eher unter Bedingungen ökonomischer Stabilität gedeihen, haben den biographischen Stellenwert der Berufstätigkeit keineswegs unterminiert. Gesellschaftsstrukturell und in der individuellen Lebensgestaltung bleibt Arbeit ein zentraler Faktor. Wir erleben also nicht das Ende der Arbeitsgesellschaft, sondern ihre Transformation. Und doch entwertet dieser Befund Offes Analysen nicht, die nicht nur im Detail scharfsinnig und erhellend bleiben, sondern vor allem das grundlegende Problem treffend identifiziert haben, dass der Arbeitsmarkt als solcher die Funktion einer stabilen Zuteilung von Lebenschancen nicht erfüllt.

In diesem Urteil über Offes Analysen kommt ein Muster zum Ausdruck, das an seinen Transformationsstudien noch augenfälliger wird.

Allen Problemen und Misserfolgen des politisch bewerkstelligten Umbaus der ehemaligen Ostblockstaaten zum Trotz besteht doch weitgehend Einigkeit, dass die Transition in den meisten Fällen im Prinzip gelungen ist. Die parallele Einführung kapitalistischer Arbeitsmärkte und repräsentativer Demokratie hat sich nicht als unmöglich erwiesen. Auch hier fungieren Offes Analysen somit vor allem als Füllhorn erhellender Einsichten und instruktiver Anregungen, deren prognostische Kraft jedoch zum Teil gering und deren systematische Ausarbeitung anderen überlassen bleibt.

Das Interesse an Offes Schriften speist sich in erster Linie aus der andauernden Aktualität des Spannungsverhältnisses von Kapitalismus und Demokratie und der daraus resultierenden Dauerkrise des wohlfahrtsstaatlichen Institutionenkomplexes. An dieser Aktualität dürfte sich einstweilen nichts ändern. Allerdings hat Offe dieses Thema weitgehend aus der Perspektive des westlichen Nationalstaates analysiert, dessen überkommene Strukturen bekanntlich seit längerem unter Druck stehen und im Wandel begriffen sind. Vieles spricht dafür, dass die Substanz dieses Modells in der OECD-Welt an Bedeutung verlieren wird, sich die globalen Machtzentren verlagern und zudem neue netzwerkartige und fluidere Strukturen herausbilden. Dann wird sich die Frage neu stellen, welches Anregungspotential von Offes Studien mit ihrer grundlegenden Betonung der Relevanz formaler Institutionen, dem staatstheoretischen Ansatz und ihrem Fokus auf den Wohlfahrtsstaat künftig ausgehen wird.

David Strecker

## Ein Leben für die Soziologie

In memoriam Ulrich Beck (15. Mai 1944 – 1. Januar 2015)

»Ulrich Beck war der größte Soziologe seiner Generation.«  
(Giddens 2015)

»Die Weite seines wissenschaftlichen Horizonts, der Mut, neu zu denken, gepaart mit einer absoluten Bescheidenheit und unpräntiösem Auftreten, ohne sich als den großen Erneuerer darzustellen, der er tatsächlich war, machen ihn zu einem Erben Max Webers.«  
(Latour 2015)

Mit Ulrich Beck, der am 1. Januar 2015 völlig überraschend und viel zu früh im Alter von 70 Jahren in München an einem Herzinfarkt verstorben ist, hat die Deutsche Gesellschaft für Soziologie eines ihrer profiliertesten Mitglieder und die deutsche Nachkriegssoziologie einen ihrer wichtigsten, weltweit hochgeachteten Vertreter verloren. Ulrich Beck wechselte nach einem nur einsemestrigen Jura-Studium in Freiburg schon 1966 zum Studium der Soziologie, Philosophie, Psychologie und Politikwissenschaft an die Universität München, wo er 1972 mit einer Arbeit über »Objektivität und Normativität« promovierte, anschließend im Sonderforschungsbereich (SFB) 101 »Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung« arbeitete und sich 1979 habilitierte.

Obwohl wir beide etwa zur gleichen Zeit am Münchner Institut für Soziologie zu tun hatten – er als SFB-Mitarbeiter und (zeitweise) Assistent von Karl-Martin Bolte, ich seit 1974 als Student –, war mein erster Kontakt mit Ulrich Beck ein eher indirekter: Als studentische Hilfskraft im Bayerischen Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung hatte ich unter anderem die Aufgabe, neuere Literatur zur damals viel diskutierten Problematik eines befürchteten Überangebots an und der vermeintlich zu geringen Nachfrage nach höheren, insbesondere akademischen Qualifikationen auszuwerten. Meine daraus entstandene, erste kleine Veröffentlichung zu theoretischen Grundlagen des SFB 101 mit dem Titel »Arbeit, Beruf, Subjekt« war dann ausgesprochen hilfreich für meine erste persönliche Begegnung mit Ulrich Beck bei ihm in der Münchner Seestraße, wo er damals mit seiner Frau Elisabeth Beck-Gernsheim, Mitautorin vieler gemeinsamer Bücher und später selbst Professorin für Soziologie in Hamburg, Erlangen-Nürnberg und Trondheim, (fast) mit Blick auf den Englischen Garten wohnte. Im Anschluss daran kam ich 1981/1982 als der

zweite, jüngere Assistent (der andere war Christoph Lau) und als Redakteur der Sozialen Welt, deren (Mit-)Herausgeber (neben Heinz Hartmann) Ulrich Beck in Münster geworden und bis zuletzt geblieben war, zu ihm an die Universität Bamberg. In die Zeit zwischen meinem Vorstellungsgespräch bei ihm in München und meinem Arbeitsbeginn in Bamberg fällt auch eine bis heute kaum bekannte Episode, die im Anhang dieses Nachrufes dokumentiert ist. Sein Handeln in dieser »Affäre« zeigt Ulrich Becks Sinn für Gerechtigkeit und Ehrlichkeit ebenso wie seinen politisch-moralischen Mut und seine Loyalität gegenüber seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

In Bamberg, wo er nach einem Heisenberg-Stipendium der DFG, einem Ruf nach Stuttgart-Hohenheim und einer ersten Professur an der Universität Münster bis zu seinem Wechsel (zurück) nach München (im Jahre 1992) tätig war, richtete er 1982 für die DGS, deren Mitglied Ulrich Beck seit 1976 war, den Soziologiekongress zur »Krise der Arbeitsgesellschaft« aus. Über diesen bis heute viel beachteten Kongress zu berichten, war denn auch eine meiner ersten größeren Aufgaben in meiner langjährigen Zusammenarbeit mit ihm, in der ich ihn nicht nur als ungemein ideenreichen und produktiven Soziologen, sondern auch als einen engagierten und geduldigen (Hochschul-)Lehrer und als jemanden kennenlernen durfte, der seine Positionen und Entscheidungen, wenn es denn sein musste, durchaus bestimmt, aber trotzdem immer freundlich zu vertreten wusste.

In die Bamberger Zeit fiel – neben später folgenden Aufenthalten als Fellow am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (1989–1990) und am Wissenschaftskolleg zu Berlin (1990–1991) – auch seine maßgebliche Beteiligung am DFG-Forschungsschwerpunkt zur »Verwendung sozialwissenschaftlicher Ergebnisse« (1981–1988). Dieser wurde von ihm und Wolfgang Bonß koordiniert, im ersten Sonderband der Sozialen Welt zu »Soziologie und Praxis« und einem weiteren Sammelband mit dem Titel »Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung« zur Diskussion gestellt. Einsichten aus diesem Forschungsschwerpunkt wurden zu einem wichtigen Anstoß für seine unter anderem im dritten Teil seiner »Risikogesellschaft« ausführlicher vorgestellten, in Diskussionen mit Anthony Giddens und Scott Lash weiter entfalteten Überlegungen zur »Dialektik der Verwissenschaftlichung, die durch wachsende Präzision im Detail bei zunehmenden Unschärfen des Gesamtzusammenhangs gekennzeichnet ist und die im Extremfall zu irreversiblen Veränderungen der ökologischen Grundlagen des Lebens führen kann« (Bonß 2014: 357).

Von 1989 bis 1992 war Ulrich Beck Mitglied im Vorstand der DGS, vorher und gleichzeitig Gründungsmitglied der DGS-Sektion Umweltsoziologie und der von Stefan Hradil ins Leben gerufenen DGS-Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse. Vor allem die letztgenannte Sektion wurde zum Forum für Auseinandersetzungen mit Ulrich Becks von Anfang an heiß diskutierten Thesen von einem tiefgreifenden Bedeutungswandel sozialer Ungleichheiten »jenseits von Stand und Klasse« und einer forcierten Individualisierung von Lebenswegen, Lebenslagen und Lebensformen in der Nachkriegsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Die »Individualisierungsthese« und weitere damit einhergehende Überlegungen zur steigenden Beweglichkeit in Lebens- und Erwerbsverläufen oder zum »Fahrstuhleffekt« – weitgehend konstante Ungleichheitsrelationen oder, was Ulrich Beck nie ausgeschlossen hat, auch sich wieder verschärfende Ungleichheiten bei gleichzeitigem »Höherfahren« der gesamten Ungleichheitsstruktur – provozieren bis heute zum Teil heftige soziologische Abwehrreaktionen. Diese standen und stehen in einem merkwürdigen Kontrast zur oftmals zustimmenden, öffentlichen und politischen Aufmerksamkeit für Individualisierungserscheinungen.

In einem merkwürdigen Kontrast zur, wie Ulrich Beck immer mal wieder (selbst-)ironisch anmerkte, Entdeckung und »Erfindung« nicht nur der »Risikogesellschaft« im Jahre 1986, sondern noch weiterer »Gesellschaften« – der »Erlebnisgesellschaft« von Gerhard Schulze (1992) und der »Multioptionsgesellschaft« von Peter Gross (1994) –, stand übrigens auch der Ort dieser Entdeckungen: Die barock-katholisch geprägte, zwar Universitäts- aber eben auch Kleinstadt Bamberg, deren in Teilen noch fast vormodernen Zügen sich Ulrich Beck durch ausgiebige (Arbeits- und Schreib-)Aufenthalte in München und an den Ufern des Starnberger Sees zu entziehen wusste. Beim Schwimmen im See traf er, wie er gerne erzählte, bisweilen auf Jürgen Habermas, mit dem er dann, so darf spekuliert werden, über die »reflexive Moderne« diskutierte.

Im Jahre 2004 konnte Ulrich Beck dann auf dem ebenfalls von ihm mit organisierten DGS-Kongress in München, der den Titel »Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede« trug, den »Preis für herausragende Leistungen auf dem Gebiet der öffentlichen Wirksamkeit der Soziologie« entgegen nehmen. Beim Jenaer Soziologiekongress 2008 sprach er zur Eröffnung über die »Neuvermessung der Ungleichheit unter den Menschen«. Im Jahre 2014 erhielt er, neben weiteren Preisen und Ehrendoktorwürden aus früheren Jahren, noch den *Lifetime Achievement Award – For Most Distinguished Con-*

*tribution to Futures Research* der International Sociological Association. Und auf dem DGS-Kongress im Oktober 2014 in Trier hielt er eine eindrucksvolle Laudatio auf Zygmunt Bauman (Beck 2014).

Mit Ulrich Beck hat aber nicht nur die DGS ein engagiertes Mitglied verloren. Darüber hinaus muss die Soziologie in Deutschland und in der ganzen Welt den Verlust eines außergewöhnlich produktiven und innovativen, öffentlich wirksamen und wirkmächtigen Soziologen betrauern. Schon in seiner unveröffentlichten Habilitationsschrift aus dem Jahr 1978, die den Titel »Soziale Wirklichkeit als Produkt gesellschaftlicher Arbeit« trug, aber beispielsweise auch in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Bamberg machte er unmissverständlich klar: Die »gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit« war für ihn mehr als eine erkenntnistheoretische oder rein wissenssoziologische Prämisse, hinter der sich die Soziologie mit ihren methodologischen Engführungen und, wie er das später nennen würde, blickverengenden »Begriffszombies« verschanzen konnte.

Vielmehr und vorrangig ging es Ulrich Beck vor dem Hintergrund eines breiten und kritischen Verständnisses von »Praxis«, oftmals ganz unmittelbar um Fragen (alltags-)praktischer Realitätskonstruktionen – und damit zugleich um Möglichkeiten einer Um- und Neu-Gestaltung von Institutionen oder gar, auch wenn das vermessen klingen mag, von Gesellschaften. Er wollte zeitgenössische Gesellschaften in ihrer »halbierten« Modernität – beispielsweise mit Blick auf in »konservativen« Wohlfahrtsstaaten wie der alten BRD lange Zeit vorherrschende, traditionsverhaftete Vorstellungen vom Geschlechterverhältnis und von Familien (Stichwort: *male-breadwinner*-Modell) –, in ihren daraus resultierenden Paradoxien und Widersprüchen nicht nur soziologisch analysieren, sondern sie dadurch zugleich in ihren institutionellen Grundlagen (politisch) verändern.

Im Zusammenhang mit dieser »(Neu-)Erfindung des Politischen« fand er den Begriff der »Subpolitik«, also einer vor- und teilweise auch antiinstitutionellen »Politik«, für die das »Private« immer auch »politisch« ist, sich »Widerstand« auch in vielen »kleinen« Praktiken des Alltags, etwa in Betrieben oder auch beim ökologisch bewussten Konsumieren und Mülltrennen, niederschlägt. Ein zentrales Mittel seiner im klassischen Sinne »aufklärerischen« soziologischen Praxis waren Ulrich Beck neben politikberatenden Tätigkeiten, wobei er auch eher ungeliebte politische »Arenen« nicht scheute (etwa 1995 bis 1997 als Mitglied der »Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen« oder 2001 als Mitglied der Ethik-Kommission »Sichere Energieversorgung«), unzähligen Aufsät-

zen und Vorträgen (1999 erhielt er den Cicero-Preis für öffentliche Reden) vor allem die mehr als 50 von ihm allein oder mit anderen, darunter oft Elisabeth Beck-Gernsheim, verfassten oder herausgegebenen Bücher, von denen viele zu soziologischen Bestsellern und in viele Sprachen übersetzt wurden.

An allererster Stelle ist hier natürlich seine noch vor Tschernobyl geschriebene, so riskante wie brillante und weitsichtige Gesellschaftsdiagnose »Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne« aus dem Jahre 1986 zu nennen. Dieses »richtige Buch zum richtigen Zeitpunkt« (Bonß 2014: 356) traf buchstäblich den »Nerv« der Zeit, wurde bis heute immer wieder neu aufgelegt und, wenn ich richtig gezählt habe, in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Es kann mittlerweile mit Fug und Recht als soziologischer »Klassiker« gelten, den jede Studentin und jeder Student der Soziologie zumindest einmal durchgeblättert, besser natürlich: intensiv gelesen und studiert haben sollte.

Die Bedeutung der »Risikogesellschaft«, das wie kaum ein anderes Buch die Selbstwahrnehmung der Bundesrepublik Deutschland verändert hat, reicht in mehrfacher Hinsicht weit über die damalige Tagesaktualität hinaus: Damit ist es Ulrich Beck nämlich gelungen, der Soziologie und ihrem oftmals zu linear-eindimensionalen Modernisierungsdenken die Augen für die ökologische Krise und die ungesesehenen, ungewollten und lange Zeit auch politisch negierten (Neben-)Folgen der »ersten Moderne« nachhaltig zu öffnen. Er konnte damit die Technik(folgen)kritik und Fortschrittsskepsis der mit Beginn der 1980er Jahre in Westdeutschland entstehenden Anti-AKW- und Umweltbewegung sozialwissenschaftlich aufgreifen, ohne zugleich zu einem »Gegner« von Wissenschaft und Technik zu werden: Dazu war er in seinem unerschütterlichem und vernunftgeprägtem Optimismus zu sehr davon überzeugt, dass man den Konsequenzen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts nicht etwa durch weniger »Wissenschaft«, sondern nur durch mehr Rationalität und mehr Transparenz in der Wissenschaft beikommen könne. Wissenschaft kann aber dann in der »zweiten« oder »reflexiven« Moderne gar nicht anders, als selbst reflexiv werden, also, wie er schon im dritten Teil der Risikogesellschaft und dann in vielen weiteren Schriften klar machte, sich nicht nur ihre epistemologischen, sondern auch ihre ökonomischen, politischen und sozialen Voraussetzungen und, was ihm noch viel wichtiger war, ihre nicht-intendierten Folgen bewusst zu machen. Die dadurch erzeugten (Un-)Sicherheiten waren zentrales Thema des von ihm ins Leben gerufenen und von Wolfgang Bonß und Christoph

Lau mit geformten Sonderforschungsbereichs »Reflexive Modernisierung«, der von 1999 bis 2009 in München angesiedelt war.

Die in der »Risikogesellschaft« angelegten Themen verfolgte Ulrich Beck in den folgenden Jahrzehnten zusammen mit Elisabeth Beck-Gernsheim, seiner unermüdlichen Diskussionspartnerin und Kritikerin, und vielen weiteren namhaften Soziologinnen und Soziologen aus aller Welt nicht nur an den Universitäten Bamberg und München, sondern auch als Professor an der London School of Economics and Political Science (seit 1997) und am Fondation Maison des Sciences de l'Homme in Paris (seit 2011). Weitere Bücher wie, um hier nur eine Auswahl zu nennen, »Gegengifte« (1988), »Politik in der Risikogesellschaft« (1991), »Was ist Globalisierung?« (1997), »Perspektiven der Weltgesellschaft« und »Politik der Globalisierung« (beide 1998 von Ulrich Beck herausgegeben), »Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter« (2002), »Der kosmopolitische Blick« (2004), »Das kosmopolitische Europa« (2004 mit Edgar Grande), »Weltrisikogesellschaft« (2007), »Große Armut, großer Reichtum. Zur Transnationalisierung sozialer Ungleichheit« (2010 herausgegeben mit Angelika Pöferl), »Fernliebe. Lebensformen im globalen Zeitalter« (2010 mit Elisabeth Beck-Gernsheim), »Das deutsche Europa. Neue Machtlandschaften im Zeichen der Krise« (2012) und, eben noch erschienen, »Vergangenheit und Zukunft der Moderne« (2014 mit Martin Mulchow) belegen dabei nicht nur die ungeheure Produktivität von Ulrich Beck.

Sie zeigen auch die immer dezidiertere Hinwendung zu (sub-)politischen Fragen und Problemen, die ihm im Zeitalter von Globalisierung und Transnationalisierung nur durch eine entschiedene Befreiung und Weitung des soziologischen Blicks heraus aus nationalstaatlichen Beschränkungen und hin zu einem »Methodologischen Kosmopolitismus« analysierbar und auch gestaltbar erschienen. Auch nach seiner Emeritierung verfolgte er dies im Rahmen eines vom Europäischen Forschungsrat (ERC) mit bis zu 2,5 Millionen Euro dotierten Projekt zum *Methodological Cosmopolitanism – In the Laboratory of Climate Change* weiter – einem Projekt, von dem er noch bei einem Treffen mit früheren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in München Ende Oktober mit dem ihm eigenen Enthusiasmus berichtete.

Seinen in Heft 3/2014 der »Soziologie« erschienenen Text »Ulrich Beck zum 70. Geburtstag« konnte Wolfgang Bonß noch mit den Worten beenden: »Es bleibt zu hoffen, dass sein Forscherdrang und sein kritischer Blick der Soziologie noch lange erhalten bleiben.« Diese Hoffnung wird sich nun leider – und entgegen dem großen Optimismus, der für sein Arbeiten und

sein Leben für die Soziologie so kennzeichnend war – nicht mehr erfüllen können. Was bleibt, ist das trauernde Gedenken an einen großen Soziologen, der den Gegenwartsgesellschaften nicht nur in seltener Klarheit und politischer Entschiedenheit ihre Probleme und Grenzen vorbuchstabiert hat, sondern ihnen zugleich Denkmöglichkeiten eröffnet und Perspektiven gezeigt hat. Damit hat Ulrich Beck Gesellschaften, Institutionen und Akteure auch verändert – zumindest in ihrem Selbstverständnis. Und das ist eine soziologische Lebensleistung, die weit über das übliche Maß hinausreicht.

Peter A. Berger

## Literatur

- Beck, U. 2014: Sinn und Wahnsinn der Moderne. Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie zeichnet Zygmunt Bauman für sein Lebenswerk aus. Eine Laudatio auf den großen Soziologen und Philosophen. <http://www.taz.de/!147628/>, abgerufen am 22. Februar 2015.
- Bonß, W. 2014: Ulrich Beck zum 70. Geburtstag. *Soziologie*, 43. Jg., Heft 3, 356–359.
- Giddens, A. 2015: Außerordentliches Gespür für die Zukunft. Der Kosmopolit par excellence: Ulrich Beck war genau das Geschöpf, das er in seinen Schriften so präzise porträtiert hat. Ein Nachruf auf den großen Soziologen. *Süddeutsche Zeitung*, 5./6. Januar 2015, S. 9.
- Latour, B. 2015: Die mit sich selbst konfrontierte Moderne. Europa verliert den Denker, der Europa das meiste Gewicht gegeben hat. Ein persönliches Zeugnis von Bruno Latour. *Süddeutsche Zeitung*, 5./6. Januar 2015, S. 9.

*Eine Geschichte aus den 1980er Jahren*

Der nachstehend abgedruckte und, wie ich annehmen darf, weithin unbekannt Text von Ulrich Beck entstammt einem schmalen Bändchen aus dem Jahr 1999, für das der Rowohlt Taschenbuch Verlag kurz vor der Jahrtausendwende »50 Zeitgenossen« – von Heiner Geißler über Hans-Dietrich Genscher, Robert Gernhardt, Volker Schlöndorff oder Jürgen Trittin bis zu Ulrich Wickert – gebeten hatte, sich für bestimmte Jahre daran zu erinnern, was »die Republik« bis dahin »bewegte«.

Ulrich Beck steuerte einen Text zu dem Jahr bei, in dem der sogenannte »Extremistenbeschluss« vom Kanzler Willy Brandt und den Ministerpräsidenten der Länder unterzeichnet wurde. Gemäß diesem auch als »Radikalerlass« bekannt gewordenen Beschluss aus dem Jahr 1972 wurden bis zum Beginn der 1980er Jahre rund 1,5 Millionen Bewerber für den öffentlichen Dienst durch eine sogenannte »Regelanfrage« bei den Verfassungsschutzämtern auf ihre Treue zur »Freiheitlich-Demokratischen Grundordnung« überprüft.

Zu den im Text beschriebenen Ereignissen im Jahr 1981 war es gekommen, weil der Freistaat Bayern an der Praxis der »Regelanfrage« länger als andere Bundesländer fest hielt. Der »ehemalige Kandidat«, der »inzwischen selbst längst ein Professor Unbekannt an einer unbekanntem Universität« ist, ist der Verfasser dieses Nachrufes. Und der »junge Professor Unbekannt, der an einem Ort Unbekannt seinen ersten Lehrstuhl erhielt«, war niemand anderes als Ulrich Beck, dem ich äußerst dankbar dafür bin, dass er nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch die »Logik« von Institutionen hinterfragte, sich dabei nicht von irgendwelchen angemessenen »Autoritäten« einschüchtern ließ und mir so die Chance gab, mich gegen die Verdächtigungen zu wehren. Ohne diesen Mut wäre meine wissenschaftliche Karriere, aber auch mein Leben anders verlaufen!

ULRICH BECK

### Denk ich an Deutschland ...

Ich erbitte einen Augenblick unlizenzierter Erinnerung. Soll dies möglich sein, muß das folgende als frei erfunden gelten. Es war einmal ein junger Professor Unbekannt, der an einem Ort Unbekannt seinen ersten Lehrstuhl erhielt und bei seiner ersten Entscheidung, der Einstellung seines Assistenten, mit der Praxis des Radikalenerlasses kollidierte. Wie das? Der Kanzler der Universität Unbekannt teilte ihm am Telefon mit gesenkter Stimme mit: Der von ihm Vorge-schlagene habe nicht das Wohlwollen des Verfassungsschutzes gefunden. Konnte da nicht eine Verwechslung vorliegen? Der Professor bat um Aktenein-sicht. Eine unruhige, von Gewissensbissen zernagte Woche später wurde eine Verwechslung vom Verfassungsschutz strikt ausgeschlossen. Zugleich konnte der junge Professor der besagten Akte nun zweierlei Bestürzendes entnehmen: Die linksradikalen Aktivitäten seines Kandidaten waren so alarmierend wie die Darlegungen des Verfassungsschutzes detailliert. Man hatte offenbar alle Sozio-logieseminare der diesbezüglichen Universität (soll man sagen:) «besucht» und alle Wortmeldungen des Kandidaten im einzelnen mitprotokolliert.

Die Universität und das Ministerium verfolgten die Politik, im Falle von Verfassungsschutzbedenken die Einstellung des Beschuldigten ohne Begründungs-zwang abzulehnen. Der Professor fühlte sich allein gelassen. Auf seine Bitte um Rat kam meist die eine Antwort: Tu's nicht! Was er nicht tun sollte, blieb seltsam offen. So tat er's doch: Er rief seinen Kandidaten an und sagte, es lägen erhebliche Bedenken gegen ihn vor. Mit der glaubwürdigsten Stimme der Welt antwortete dieser: «Das bin ich nicht, purer Unfug!» «Kann er das auch beweisen?» fragte daraufhin der Rektor. Nicht der Kandidat, aber die Universität, an der die Seminare «besucht» worden waren, zwang den Verfassungsschutz schließlich zum Eingeständnis seines Irrtums – ein Eingeständnis mit der Auflage, alle diesbezüglichen Akten stillschweigend zu vernichten. Und wie es im wirklichen Märchen so zugeht: Der ehemalige Kandidat ist inzwischen selbst längst ein Professor Unbekannt an einer unbekanntenen Universität.

Vielleicht sollte ich noch anfügen, daß ein ostdeutscher Kollege, der in der DDR aufwuchs, unlängst unserem Professor gegenüber mutmaßte, dies sei doch eine *inszenierte* Falle des Verfassungsschutzes gewesen – nicht um den Kandidaten auszuschließen, sondern um ihn, den jungen Professor, auf seine «Zuverlässigkeit» zu prüfen. Selbstverständlich hat das Ganze nichts, gar nichts mit den Vermutungsgewohnheiten in Deutschland zu tun.

58

*Erschienen in:* B. Hofmeister, U. Naumann (Hg.) 1999: Was die Republik bewegte. 50 Zeitgenossen erinnern sich. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 58.

## In memoriam Wolfgang Lipp (21. Dezember 1941 – 16. Dezember 2014)

Am 16. Dezember 2014 verstarb in Würzburg Prof. em. Dr. Wolfgang Lipp, kurz vor Vollendung seines 73. Lebensjahres. In Linz an der Donau am 21. Dezember 1941 geboren, wuchs er in einem von Kunst und Kultur geprägten Elternhaus auf (der Vater war Direktor des Oberösterreichischen Landesmuseums).

Wir lernten uns 1962 an der Universität Wien kennen, wo Leopold Rosenmayr eine streng empirisch fundierte Soziologie vertrat. Ich konnte Wolfgang Lipp überzeugen, dass er in Münster, meiner Heimatstadt, umfassender all das studieren könne, was ihm auch wichtig war: eine auf kulturanthropologischen Grundlagen beruhende Theorie der Institution, wie sie von Arnold Gehlen und Helmut Schelsky vertreten wurde. Münster war, zusammen mit der Sozialforschungsstelle Dortmund, eine der soziologischen Hochburgen. Die Ordinarien für Soziologie, Helmut Schelsky, Dieter Claessens und Heinz Hartmann sowie Dozenten und Assistenten aus der Dortmunder Forschungsstelle boten ein breit gefächertes Lehrangebot an.

1965 ging Lipp, als Assistent von Johannes Papalekas, zum weiteren Studium an die neu gegründete Ruhr-Universität Bochum und promovierte mit einer Arbeit über »Institution und Veranstaltung. Zur Anthropologie der sozialen Dynamik« (1968 veröffentlicht). Erst später zeigte sich die Hellsichtigkeit mancher seiner provozierenden Thesen: dass stabile Institutionen durch ein *retourner à la nature*, ein neuerliches Vordringen »biokratischer« (Lipp) Kategorien, gefährdet seien. Das Entlastende der Institutionen (Gehlen) verschwinde und befördere den Menschen zurück auf eine risikoreiche erste Natur. Diese Thesen und die dogmatischen Einseitigkeiten der Studentenrevolte, in die Papalekas und seine Mitarbeiter gerieten, verhinderten die Habilitation in Bochum.

1972 ergab sich die Chance, an die von Helmut Schelsky gegründete Universität Bielefeld zu gehen, als Akademischer Rat und Redakteur der neuen »Zeitschrift für Soziologie« (deren Mit-Herausgeber Lipp in den Jahren 1979 bis 1981 war).

In Bielefeld erfolgte 1977 die Habilitation mit der Arbeit »Stigma und Charisma. Über soziales Grenzverhalten« (die in revidierter Fassung 1985 erschien). Im Vorwort spricht Lipp von der »unvergleichlichen intellektuellen Atmosphäre« der Bielefelder Fakultät für Soziologie, die ihn »angeregt,

gewähren lassen und gefördert« habe. Dort lehrte auch Niklas Luhmann, zuvor Abteilungsleiter in Dortmund und Privatdozent in Münster (im *Internationalen Soziologenlexikon* von 1984 stammt der Artikel über Luhmann aus Lipps Feder).

»Stigma und Charisma« wurde im Jahr 2010 neu herausgegeben, mit einer Einleitung von Arnold Zingerle und einem Anhang »Studien im Anschluss an Wolfgang Lipp«. Dort finden sich unter anderem Beiträge des Religionssoziologen Michael N. Ebertz, von Otto Langer und Hartmann Tyrell über Franz von Assisi und von dem Wiener Kulturhistoriker Konrad Köstlin über die Banalisierung des Charismas.

1979 wurde Lipp auf einen Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Würzburg berufen, den er 2002 wegen fortschreitender Krankheit (Parkinson) aufgeben musste. Unvergesslich bleibt die Abschiedsvorlesung in der Würzburger Residenz. Sie versammelte viele Kollegen und namhafte Kultursoziologen aus Deutschland und Österreich.

Noch in Bielefeld gründete Lipp eine zunächst informelle Arbeitsgruppe für Kultursoziologie, die 1976 und 1978 mit Tagungen am dortigen »Zentrum für interdisziplinäre Forschung« hervortrat. Wichtig war der Kontakt zu Friedrich H. Tenbruck. Mit ihm gab er 1979 das Schwerpunktheft »Kultursoziologie« der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie heraus. Die gemeinsamen Anstrengungen zur Gründung einer Sektion Kultursoziologie in der DGS endeten 1983, weil – so Justin Stagl in der noch zu nennenden Festschrift für Wolfgang Lipp – »der bedeutende Gelehrte ein Unterordnung förderndes Schulhaupt war bzw. zu sein wünschte; Lipp dagegen, aus genuiner Hartnäckigkeit des Charakters, zum Jünger nicht taugte«.

Lipps Antrag auf Gründung einer Sektion »Kultursoziologie« bei der DGS war mit einer Bestandsaufnahme des Feldes versehen und auch von Karl-Siegbert Rehberg (Dresden) unterschrieben. Beim 22. Deutschen Soziologentag 1984 in Dortmund richtete das Konzil der DGS die Sektion Kultursoziologie ein und bestätigte Wolfgang Lipp als ihren ersten Sprecher. Auf dem 36. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der 2012 in Bochum stattfand, wurde Wolfgang Lipp, krankheitsbedingt *in absentia*, zum Ehrenmitglied ernannt.

1994 gab Lipp einen umfangreichen Sammelband mit eigenen Arbeiten heraus. Unter dem Titel »Drama Kultur« finden sich Aufsätze zur Kulturtheorie, zu Urkulturen, Institutionen und zur Kulturpolitik. Die Einleitung

kann auch als Kommentar zu seinem Verständnis von Kultursoziologie gelesen werden: »Oberstes Gebot« sei, Gesellschaft und Kultur nie antithetisch gegenüber zu stellen. Von den in diesem Band behandelten Gegenständen, die als typisch für sein breit gefächertes Oeuvre anzusehen sind, seien hervorgehoben: Gesellschaft als Kultur; Reduktive Mechanismen – Untersuchungen zum Zivilisationsprozess; Feste, Festivals und Jubiläen; Stadtgärten, Gartenstädte, Großstadtgrün; Europa als Kulturprozess.

Im August 2003 fand im Salzkammergut, im Altausseer Sommerhaus der Familie Lipp, eine kultursoziologische Tagung zum Thema »Kultur und Zivilisation« statt. Die Mehrzahl der Beiträge war die Grundlage für eine Wolfgang Lipp gewidmete Festschrift, die von Justin Stagl und mir heraus gegeben wurde (2005). Der Titel »Kultur und Religion, Institution und Charisma im Zivilisationsprozess« bündelt wichtige Aspekte seines Werkes. Einige Beiträge seien genannt: Franz-Xaver Kaufmann: Kultur und Religion; Horst Baier: Kultur contra Zivilisation im Krieg der Geister; Hartmann Tyrell: Religion – Organisationen und Institutionen; Eckart Pankoke: Institution und Verantwortung; Johannes Weiß: Heillose Vernunft, hemmungslose Gewalt. Über die Modernität des Terrorismus; Arnold Zingerle: »Kultur und Zivilisation« – ein deutscher Sonderweg im internationalen Diskurs der Soziologie? Das Schriftenverzeichnis des Geehrten beschließt den Band.

Der »Kreis um Wolfgang Lipp« traf sich in den folgenden Jahren an weiteren Orten zu Symposien, so in Bayreuth, Bielefeld, Linz und Salzburg, auf der Insel Reichenau und in Koblenz. Nur in Bayreuth konnte er selbst noch anwesend sein.

Wer Wolfgang Lipp als Redner und Diskutant erlebte, war fasziniert von der Ernsthaftigkeit und Intensität seiner *vocation professionnelle* und seiner eigenwilligen Sprache. Den Verlust der Sprachfähigkeit, so hob der Bruder, Prof. Dr. Wilfried Lipp, beim Begräbnis hervor, habe er als schlimmste Begleiterscheinung seiner Krankheit empfunden.

Der Theoretiker der Kultur, der Institutionen und ihrer Dynamik hat durch seine Bemühungen um die Institutionalisierung dieser wohl umfassendsten Teildisziplin der Soziologie bzw. der Soziologie als Kulturwissenschaft im Sinne Max Webers dazu beigetragen, dass sein Erbe lebendig bleibt.

Bernhard Schäfers

## In memoriam Hermann Schwengel (23. Juli 1949 – 7. Dezember 2014)

Hermann Schwengel war ein politischer Mensch. Er gehörte nicht nur der Nachhut einer politischen Generation an, sondern dachte und handelte auf allen Ebenen politisch. Politik ist dabei im Sinne Hannah Arendts als Aus handlung der zwischenmenschlichen Beziehungen und ihrer institutionalisierten Formen zu verstehen. Sowohl der universitäre Alltag als auch das soziologische Werk Schwengels waren in dieser Hinsicht politisiert. Dadurch konnte der Soziologe ein Verständnis der sozialen Welt entwickeln, das der folgenden Generation größtenteils fehlt. Jede Handlung ist ein Eingriff in das soziale Geschehen, keine ist ohne Auswirkungen, und manch eine verändert Strukturen. Die komplexen Zusammenhänge strategisch, ideologisch, unbewusst-naiv, kommunikativ und emotional begründeten Handelns zu durchschauen, war ein wissenschaftliches Hauptanliegen Hermann Schwengels. Sie explizit normativ zu begründen und umzugestalten, war ein Hauptanliegen seiner partei- und universitätspolitischen Praxis.

Schwengel gehörte insofern der Nachhut einer politischen Generation an, als seine Altersgruppe im Niemandsland zwischen den Achtundsechzigern und der Generation X angesiedelt war. Seine sozialwissenschaftliche Ausbildung fand in bewegten und politisierten Zeiten statt. Am Ende seiner Ausbildung war der gesellschaftliche Aufbruch zum Stillstand gekommen, die Bildungsexpansion gehörte der Vergangenheit an, und alle Professuren waren mit relativ jungen Leuten besetzt. Aus Schwengels Altersgruppe sind daher nur Wenige auf einen Lehrstuhl berufen worden. Das gilt insbesondere für die damals jungen Soziologen von der Freien Universität Berlin, wo er als Assistent und Oberassistent beschäftigt war, bevor er 1993 einen Ruf auf den Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Freiburg erhielt.

Von Anfang an verstand der frisch gebackene Lehrstuhlinhaber die universitären Strukturen bedeutend besser als die meisten seiner Kolleginnen und Kollegen. Das hat nicht nur seine Karriere unterstützt, sondern dazu geführt, dass er im Sinne seines Politikverständnisses sehr viel zur universitären Selbstverwaltung beitragen konnte. Als Institutsdirektor, langjähriger Dekan und Prorektor für Forschung hat er seine zwei Jahrzehnte an der Universität Freiburg genutzt, um die konservative Ordinarienuniversität strukturell zu verändern. Seine Macht war nie Selbstzweck, wie das politische Amt zumeist benutzt wird, sondern es ging Schwengel um eine Trans-

formation der Strukturen. In unzähligen Fällen ist er tätig geworden, um Machtmissbrauch anderer abzubauen, Individuen in schwächeren Positionen zu unterstützen und die Institution menschlicher zu gestalten. Die Universität Freiburg wird ihm das nicht vergessen.

Das Politische bestimmte auch Hermann Schwengels Werk. Ein Leitmotiv seiner Arbeiten ist die Frage nach einer gerechten Gesellschaftsordnung, die in Arendts Sinne politisch von allen Mitgliedern gestaltet wird. Schon während der Habilitation, ein Jahrzehnt vor dem Mainstream der deutschen Soziologie, begann Schwengel diese Frage im Rahmen der Globalisierung zu stellen. Ging es in der Habilitationsschrift »Der kleine Leviathan« (1988) noch um einen Vergleich der US-amerikanischen mit der europäischen Demokratie, so stand danach die Rolle europäischer und insbesondere sozialdemokratischer Errungenschaften in der globalisierten Welt im Mittelpunkt. In seiner Monografie zur »Globalisierung mit europäischem Gesicht« (1999) entwickelte Schwengel seinen theoretischen Kerngedanken, der auf eine Vermittlung der konkurrierenden Mächte in der neuen Weltordnung durch demokratische Kräfte und Institutionen abzielt, die zuerst in Europa entstanden. Dieser Gedanke wurde im Überblick über die »Theorien der Globalisierung« (2008) um den Einbezug außereuropäischer Kräfte und Institutionen ergänzt. Schwengel war dazu wie kaum ein anderer Soziologe berufen, weil er nicht nur die USA durch einen Forschungsaufenthalt in New York und Europa durch einen Aufenthalt in Lancaster und seine engen Kontakte nach Polen sehr gut kannte, sondern auch in Afrika, Asien und Lateinamerika gearbeitet hat.

Die Globalisierung hat er stets aus politischer Perspektive betrachtet. Dabei ging es ihm nur zum Teil um staatliche und überstaatliche Institutionen, sondern vor allem um die Aushandlung der Gesellschaftsordnung. Er war zwar kein Sozialstrukturtheoretiker, aber soziale Ungleichheit und Gerechtigkeit bildeten die Kernthemen seines Werkes. Dabei griff er auf die gesamte Tradition, von Platon bis Habermas, zurück, um seine Untersuchungen einerseits theoretisch begründen und andererseits analytisch schärfen zu können. Schwengel gehörte zu den ersten deutschen Soziologen, die Bourdieu im Hinblick auf das Verständnis der sozialen Welt (und nicht philologisch) rezipiert haben. Seine Perspektive war der Bourdieus sehr ähnlich, aber mit einem besseren Verständnis von Politik und Globalisierung verknüpft.

Die Globalisierung stand auch im Mittelpunkt seiner institutionellen Bemühungen. Gemeinsam mit Ari Sitas aus Südafrika und Tharailath K.

Oommen aus Indien baute er das »Global Studies Programme« auf, einen Master-Studiengang, der je ein Semester auf drei Kontinenten umfasst und die Globalisierung aus unterschiedlichen wissenschaftlichen und alltäglichen Perspektiven betrachtet. Der bis heute existierende Studiengang war bahnbrechend und wurde mit mehreren Preisen ausgezeichnet. Sein Erfolg führte zur Ausweitung des Programms auf Argentinien und Thailand sowie die Ansiedlung an der Humboldt-Universität zu Berlin, wo Hermann Schwengel 2014 zum Seniorprofessor für das Global Studies Programme ernannt wurde. Diese Position konnte er leider nicht mehr antreten. Der Studiengang bildete die Grundlage für Schwengels globale Lehr- und Forschungstätigkeit. Vor diesem Hintergrund erlangte er einen wahrhaft globalen Blick und ein tiefes Verständnis der gegenwärtigen Globalisierung.

Das Verständnis erstreckte sich auch auf die Menschen. Schwengel sammelte eine internationale Gruppe von Studierenden um sich und baute ein internationales wissenschaftliches Netzwerk auf. Das tat er so erfolgreich, weil er seinen politischen Anspruch auf die internationale Gemeinschaft ausdehnte, ohne in koloniale Muster zurückzufallen. Ganz allgemein war sein Umgang mit Menschen von außergewöhnlichem Respekt geprägt. Auch wenn er in der Sache zielstrebig und strategisch agierte, gab es doch kaum Kolleginnen und Kollegen, die so frei von Boshaftigkeit, Missgunst und Eitelkeit waren wie er. Studierende, Kolleginnen und Kollegen, Freunde, Ehefrau Gerda und Sohn Jens vermissen Hermann Schwengel, der unersetzbar bleibt.

Boike Rehbein

## Call for Papers

### Zum Verhältnis von Empirie und kultursoziologischer Theoriebildung – Stand und Perspektiven

30. September bis 2. Oktober 2015, Universität Leipzig

Programmatische Grundlage der deutschen Kultursoziologie ist das Selbstverständnis, keine Bindestrichsoziologie darzustellen, sondern, wie Friedrich Tenbruck forderte, eine »eigenständige Größe« zu sein. Kultursoziologie zeichnet aus, dass sie die Kontingenz sowohl der empirischen Wirklichkeiten als auch des soziologischen Blicks auf diese in die Analyse einbezieht. Aus diesem Anspruch resultiert einerseits ein besonderes Verhältnis zur empirischen Welt, da nicht ein konkreter Gegenstand das Fach bestimmt, sondern eine spezifische Perspektive auf Gegenstände als bspw. kulturelle Objektivationen, Artefakte, Praktiken oder Sinnstrukturen. Andererseits ergibt sich aus diesem Selbstverständnis auch ein besonderes Verhältnis zu Theorie, denn die Kultursoziologie weist durch einen weiten Kulturbegriff eine Affinität zu allgemeinen Theorien der Gesellschaft und des Sozialen auf. Die Verhältnisbestimmung zwischen Theorie und Empirie, die Frage der empirischen Grundlage von Theoriebildung, stellt sich der Kultursoziologie dadurch in besonderem Maße.

Will man sich als gegenwärtige Kultursoziologin weder auf Theorieexegese beschränken noch sich dem Detailreichtum des Gegenstandes ungefiltert hingeben, gilt es Wege zu finden, das Spannungsverhältnis zwischen theoretischem Erklärungsanspruch und empirischer Gegenstandsnahe fruchtbar zu machen. Dabei scheinen Arbeiten oft dann besonders instruktiv, wenn sie keine reine Theorieanwendung betreiben, sondern diese als Werkzeug in der empirischen Forschung kritisch-konstruktiv zu nutzen verstehen. Umgekehrt führen diejenigen empirischen Arbeiten weiter, die nicht nur den Gegenstand adäquat rekonstruieren, sondern die Ergebnisse in eine größere theoretische Debatte einordnen und von dort aus innovative Fragen stellen.

Die Tagung hat zum Ziel, das Wechselverhältnis von Empirie und kultursoziologischer Theoriebildung näher zu beleuchten und dabei verschiedene theoretische Ansätze und Methoden ins Gespräch zu bringen. Der Call ist offen für rein methodologische Fragestellungen, es sind aber auch Beiträge willkommen, die gegenstandsorientiert das Verhältnis von Empirie und Theoriebildung diskutieren oder die sich mit der Operationalisierung theoretischer Konzepte auseinandersetzen.

Folgende Fragen können Gegenstand der Vorträge sein:

- Welche Wege werden bei kultursoziologischen Forschungsarbeiten beschritten, um zu theoretisch gehaltvollen Aussagen zu kommen?
- Welche theoretischen Ansätze erweisen sich gegenwärtig in der kultursoziologischen Forschung als besonders anschlussfähig für empirische Arbeiten? Wie lassen sie sich operationalisieren bzw. im Sinne heuristischer Konzepte fruchtbar machen? Welche Konsequenzen hat dies wiederum für die Konstruktion des Gegenstandes?
- Welche Kulturbegriffe werden in empirischen Arbeiten in Anschlag gebracht bzw. welche Rückkopplungen auf das theoretische Verständnis von Kultur werden provoziert?
- Welche Gegenstände erscheinen besonders anregend, um kultursoziologische Theoriebildung zu betreiben?
- Lassen sich spezifische kultursoziologische Methodologien bestimmen? An welchen Forschungsfeldern können sie exemplarisch konkretisiert werden?

Nachwuchswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen werden ausdrücklich ermutigt, im Rahmen der Tagung ihren gegenwärtigen Arbeitsstand unter den oben genannten Prämissen zur Diskussion zu stellen.

Die Tagung der Sektion Kultursoziologie wird in Kooperation mit dem Netzwerk Empirische Kultursoziologie (NEK) und dem Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig veranstaltet.

Die Organisatorinnen und Organisatoren bitten um Einsendung eines Abstracts (max. 1 Seite) für Vorträge (max. 25 min) bis zum **15. April 2015** an [tagung-kultursoziologie@uni-leipzig.de](mailto:tagung-kultursoziologie@uni-leipzig.de). Eine Rückmeldung hinsichtlich eines Beitrages auf der Sektionstagung erfolgt bis zum **30. April 2015**.

## Bildung, Wissen und Eliten – Wissen als Kapital und Ressource?

Soziologie Magazin. Publizieren statt archivieren, Heft 2/2015

»Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht« hatte Immanuel Kant einmal gesagt. Könnte der Satz aus gegenwärtiger Perspektive nicht auch lauten: »Der Mensch ist nichts, als was die Bildung aus ihm macht?« Max Weber verstand Bildungsinstitutionen als Orte der Vergesellschaftung. Diesen Aspekt greift auch Talcott Parsons auf, indem er das Bildungssystem als gesellschaftliches Teilsystem sieht, welches zum Erhalt der sozialen Ordnung beiträgt und Akteure gesellschaftsfähig macht. Ist also durch die Analyse eines Bildungssystems die Beschreibung der dazugehörigen Gesellschaft möglich? Blickt man zurück auf die historischen Entwicklungen des Bildungswesens im deutschsprachigen Raum, so ist die fortwährende Entfernung vom humanistischen Bildungsideal deutlich erkennbar. Erlangt mit der einberufenen »Wissensgesellschaft« Bildung und Wissen den Status eines Rohstoffs und den eines Produktionsfaktors, den es zu optimieren gilt? Die Optimierung von Bildungskarrieren beginnt heutzutage im Vorschulalter und zieht sich unter dem Tenor der ökonomischen Verwertbarkeit bis in die Erwerbsphase. »Alles ist Arbeit am Selbst«, verspricht Foucault. Steuern wir damit auf eine ökonomische Ausrichtung der Bildung zu? Die Prinzipien der Gleichheit und Leistung werden unter dem Deckmantel von Reproduktionsmechanismen des gesellschaftlichen Klassensystems, wie es einst Pierre Bourdieu definierte, vollzogen. Was passiert gerade dann, wenn eine soziale Klasse Wissen als Produktionsmittel besitzt und kontrolliert? Werden durch Selektionsmechanismen wie Elite- und Privathochschulen soziale Ungleichheiten verfestigt?

*Wir wollen wissen:* Welche Auswirkungen kann Wissen als Kapital und Ressource haben? Welche Entwicklung nahm die Bildung im Laufe der Geschichte mit welchen Folgen? Gibt es Schnittpunkte zwischen »Gelehrsamkeit«, sozialer Mobilität, sozialer Position und/oder ökonomischen Faktoren? Welche Rolle spielen dabei Politik, Sozialisation, Wirtschaft und andere Gesellschaftsbereiche? Es geht um die Frage, wie Bildung eigentlich funktioniert und durch welche Institutionen sie ihre normative Färbung erhält. Findet in Bildungsinstitutionen (Kindergarten, Schule, Hochschule, Weiterbildung) noch Bildung statt oder verkommen diese zu »Lernfabriken«?

---

Habt ihr euch damit bereits in einer Seminararbeit, einem Vortrag, einem Forschungsprojekt oder einer Abschlussarbeit auseinandergesetzt? Möchtet ihr eure Ergebnisse in Form eines wissenschaftlichen Artikels einer breiteren soziologischen Öffentlichkeit vorstellen? Dann sendet uns eure Texte bis zum **1. Juni 2015** an [einsendungen@soziologiemagazin.de](mailto:einsendungen@soziologiemagazin.de)

Darüber hinaus sind wir – themenunabhängig – an Rezensionen, Interviews und Tagungsberichten interessiert! Hilfestellungen für eure Artikel bekommt ihr auf unserer Website <http://soziologieblog.hypothes.es.org/> unter »Hinweise für Autor\_innen«.

## Tagungen

### Mittelschichten/Mittelklassen im globalen Süden

Tagung der Sektion Entwicklungssoziologie/Sozialanthropologie 18. bis 20. Juni 2015 am Institut für Afrika- und Asienwissenschaften der HU Berlin

Mit dem Aufstieg Asiens und dem Wirtschaftswachstum von sogenannten Schwellen- und Entwicklungsländern in verschiedenen Weltregionen haben sich vor allem im letzten Jahrzehnt neue sogenannte Mittelschichten herausgebildet. Diese »Mittelschichten« sind ein Beispiel für den Aufstieg des globalen Südens und die Veränderungen zwischen Zentrum und Peripherie. Sie stehen exemplarisch für die Verschiebungen der ökonomischen und politischen Machtverhältnisse. Mit dieser Entwicklung lässt sich auch der oft konzipierte Gegensatz zwischen dem »reichen Norden« und dem »armen Süden« nur noch bedingt aufrechterhalten. Die neuen »Mittelschichten« im globalen Süden sind Teil einer globalen Mittelschicht, die trotz regionaler Unterschiede große Überschneidungen in Konsummustern und Lebensstilen aufweist und die zudem global vernetzt ist. Seit der Globalisierungsdebatte wurde auch in der allgemeinen Soziologie transnationalen Beziehungen und der zugenommenen Vernetzungen über nationalstaatliche Grenzen hinweg zunehmend Rechnung getragen. Durch die neuesten Veränderungen finden auch die »Mittelschichten« in den Ländern des globalen Südens und ihre Lebenswirklichkeiten zunehmende Beachtung – sowohl in der Wissenschaft als auch von ökonomischen und politischen Akteuren. Allerdings wird gerade aus entwicklungssoziologischer und sozialanthropologischer Perspektive darauf hingewiesen, dass es »die« Mittelschicht bzw. »die« Mittelklasse nicht gibt. Vielmehr handelt es sich um ein soziokulturell ausdifferenziertes Feld, weshalb eben auch von Mittelschichten im Plural gesprochen werden sollte. Mit der Bezeichnung Mittelschicht bzw. Mittelklasse wird allerdings nur eine sozioökonomische Deskription geboten. Es bleibt offen, wie diese Teile der Gesellschaften

konzeptionell oder theoretisch gefasst werden können. Mit dieser Tagung soll die Debatte innerhalb der ESSA darüber wieder eröffnet werden. Zu den wichtigsten Fragen in diesem Kontext gehören:

- Wer sind diese »Mittelschichten« bzw. »Mittelklassen«? Wie unterscheiden sie sich soziostrukturell und habituell von neuen »Arbeiterklassen« im globalen Süden?
- Wie leben sie? Wie sieht der Lebensalltag aus? Welche Gesellschaftsentwürfe verfolgen sie?
- Gibt es Unterschiede zwischen den Weltregionen?
- Wie lassen sich die Mittelschichten/Mittelklassen konzeptionell fassen? Inwieweit greifen Konzepte wie Klasse, Milieu, Lebensstil, (kleine) Lebenswelten? Gibt es weitere Ansätze?
- Wie nachhaltig sind die beobachteten soziostrukturellen Veränderungen? Können die neuen Mittelschichten im Kontext sinkenden ökonomischen Wachstums in Ländern des globalen Südens ihre sozialen Positionen aufrechterhalten?

Key Note Speaker ist Göran Therborn (Cambridge). Die Tagung findet am Asien- und Afrika-Institut der Humboldt-Universität Berlin, Invalidenstraße 118 statt. Sie wird von Sérgio Costa (FU Berlin), Boike Rehbein (HU Berlin), Florian Stoll (Uni Bayreuth) organisiert. Die Teilnahme steht allen Interessierten offen.

## Futures: Prospective Moneys and Money's Prospects

Conference at the University of Basel, Department of Sociology from September 24 to 26, 2015

Recent years' economic crises were financial and monetary crises, caused not by the so-called real economy and its problems, but by financial exuberance. Although economic true-believers still hold that the actual reasons lay in market imperfections and governance problems, it is increasingly clear that not only the current financial system but also the »constitution« of money itself makes economies prone to crisis. Although money has long been declared economically »neutral«, it now increasingly appears as a troublemaker, not just for the economic system, but for society writ-large. Insofar as capitalism refers not just to a growth-oriented and

crisis-prone economic formation, but is synonymous with our functionally differentiated society which is primarily integrated via the medium of money, money matters.

Recognising money to be more than merely an epiphenomenon, or a simple tool for which (in principle) functional equivalents could be found, but a medium that actively constitutes our economy and society, then our future must be (also) imagined as a future of money. Even if the emergence and characters of modern societies are inseparable from money, and a »moneyless« future is hardly conceivable, the question remains whether and to what extent a transformation or redesign of money would be possible or desirable. Alternatives to capitalism, or merely capitalism's reconfiguration, hardly lie in an expulsion of money, but at best in its redesign. In order to trace and prospect the veins and seams of future money/s, our conference engages these prospective moneys and, more broadly, money's prospects as a whole, by taking stock of today's money(s), interrogating new – and new old – monetary designs, and genealogically studying past monetary systems.

Three fields are of particular interest: first, *the politics of money*; second, *the relationship between the forms and functions of money*; third, *monetary utopias and dystopias*. A detailed description of these conference topics can be found at <https://soziologie.unibas.ch/> → aktuelles → Veranstaltungen.

Confirmed speakers and panellists for the conference are Eske Bockelmann, Christoph Deutschmann, Nigel Dodd, Elena Esposito, Christoph Fleischmann, Frédéric Lordon, Bill Maurer, Michael Rafferty, Ute Tellmann, and Rainer Voss (»Master of the Universe«).

We cordially invite participants for these lively and engaged discussions. Please note that to cover costs a small participation fee (15 CHF student / 30 CHF non-student) will be charged. Please register with Mr. Jose Colon, conference administrator: [jose.colon@stud.unibas.ch](mailto:jose.colon@stud.unibas.ch).

## **Ute Volkmann**

### **Soziologische Zeitdiagnostik**

Zeitdiagnosen haben innerhalb der Soziologie einen ambivalenten Status. Auf der einen Seite sind sie das Genre, mit dem das Fach gesellschaftlich sichtbar wird. Auf der anderen Seite gelten sie trotz ihres hohen Anregungspotentials innerhalb des Faches als wissenschaftlich grenzwertig. Im Beitrag wird argumentiert, dass die fachliche Kritik genau diejenigen Merkmale des Genres betrifft, die im Hinblick auf die Erzeugung außerdisziplinärer Aufmerksamkeit notwendig sind. Zeitdiagnosen lassen sich davon ausgehend als hybride soziologische Wissensform im Schnittfeld fachinterner und fachexterner Aufmerksamkeitsökonomien fassen, für deren Produktion die Orientierung am Dualismus von zwei Logiken konstitutiv ist.

The status of diagnoses of our time within sociology is an ambivalent one. On the one hand, such diagnoses are the genre by which the discipline gets societal visibility. On the other hand, despite of their potential to stimulate further research, diagnoses of our time are classified as marginally acceptable. The article argues that the internal criticism focusses on just those characteristics of the genre which are necessary for attaining attention outside of the discipline. Therefore, diagnoses of our time can be defined as a hybrid form of sociological knowledge placed at the intersection of an internal and an external economy of attention. Hence, a dualism of two logics is constitutive for the production of this hybrid form of sociological knowledge.

## **Stephanie Pravemann, Stephan Poppe**

### **LEGIDA gezählt**

Zahlen sind oft ein Politikum. Dabei hinterfragt zumeist niemand die Richtigkeit dieser Zahlen, obwohl sie in vielen Fällen die Grundlage von politischen Entscheidungen sind. Das Vertrauen der Öffentlichkeit in staatliche Institutionen und Behörden verhindert möglicherweise jegliche Erwägungen, dass es sich um unsichere »Pi mal Daumen«-Schätzungen handeln könnte.

In diesem Artikel werden wir anhand der Legida-Demonstrationen in Leipzig zeigen, dass offizielle Zahlen durchaus falsch sein können und stets hinterfragt werden sollten. Gemeinsam mit Studierenden der Universität Leipzig erhoben wir mit Hilfe dreier unabhängiger Methoden die Teilnehmerzahl der zweiten Legida-Demonstration. Wir legen im Detail dar, welche Methoden wir verwendeten und wie die von uns veröffentlichte Schätzung von 4.000–5.000 Teilnehmern zustande kam. Ebenso erläutern wir mögliche Fehler der einzelnen Methoden und weitere Probleme die zu verzerrten Ergebnissen führen können.

Numbers are often political. Yet in very few cases they are being scrutinized even so they depict the foundation of political decisions and in many cases. The public trust in institutions and the administration may preclude any considerations that they are potentially unconfident rule of the thumb estimates.

The article highlights the case of the Legida-demonstrations in Leipzig and shows, that official statistics can be wrong and should always be questioned. In cooperation with students of the University of Leipzig we collected the number of participants of the second Legida-demonstration using three independent methodological approaches. We show in detail which methods we used and how they resulted in our published estimation of 4.000 to 5.000 participants. Furthermore we explain potential errors and problems of the individual methods that can result in biased outcomes.

**Stefanie Ernst**

### **Zur Etablierung prozesstheoretischen Denkens**

Norbert Elias sprach davon, dass es mehr als dreier Generationen bedarf, um prozesstheoretisches Denken zu etablieren. Dieser Prozess wurde inzwischen eingeleitet und fortgeführt. Eingebettet in eine spezifische Phase der Modernisierung hat Elias dabei in der Nachkriegszeit eine ganze Generation von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen beeindruckt und beeinflusst. Ob als »großväterlicher Lehrer«, »intellektueller Großvater« oder Freund für die einen oder als »Sparringspartner«, »Türöffner« und »Gigant der Soziologie« für die anderen: Elias hatte eine prägende Ausstrahlung auf Generationen von Soziologinnen und Soziologen. In dem hier vorgestellten Projekt geht es um die Rekonstruktion der figurationssoziologischen Scientific Community. Anhand leitfadengestützter englisch- und deutschsprachiger Interviews mit Wegbegleitern, Kollegen und Schülern des Exilsoziologen Norbert Elias wird so eine europäische, zweite Wissenschaftlergeneration in ihren wechselseitigen Verflechtungen, Tradierungen und nationalen Bezugspunkten sichtbar, die maßgeblich die Prozesstheorie rezipiert, weiterentwickelt und geprägt hat. »In und Outgroup-Beziehungen und Meister-Schüler-Verhältnisse kommen hier ebenso zum Ausdruck wie das Oeuvre und die Biografie- sowie werksgeschichtlichen Bedingungen einer Soziologie in und aus dem Exil.

Norbert Elias explained that »there are more generations needed to fulfil« the aim of establishing process theoretical thinking. Now we realize that in fact it was and still is continued. Having been embedded in a specific phase of modernisation after World War Two the scientific reception of Norbert Elias's work impressed a whole generation. Elias had an enormous impact and meaning for a generation that is now in retirement: whilst he was a »grandfatherly teacher«, an »intellectual grandfather« or friend for the ones he was also a »sparring partner«, »window opener« and »giant« of Sociology for others. By interviewing ten of his scholars, assistants and

colleagues I therefore ask for the fascination of Norbert Elias as a person and as a scientist embedded both in changing international and national scientific communities. Focusing his oeuvre and biography the conditions of reception and interpretation of sociology from exile became clear within a European carrier group of the ›second generation‹ of process sociological thinking. ›In- und Out-group‹-relations, ›Master-Scholar‹-relations developed in a continuously ambivalence of intellectual friendship, competition, recognition as well as rivalry.

## **Jo Reichertz**

### **Wie mit den Daten umgehen?**

Die flächendeckende Einführung von Datenschutzbeauftragten an Universitäten und eine höhere gesellschaftliche Sensibilität gegenüber dem Umgang mit Daten haben in den letzten Jahren die Rahmenbedingungen für (qualitative) Sozialforschung nachhaltig geändert. In dem Artikel wird diskutiert, welche Probleme sich aus angemessenem Persönlichkeitsschutz, hinreichender Anonymisierung und guter Datensicherheit für die Forschung ergeben. Es wird dafür plädiert, einerseits an den Hochschulen und Instituten einen verlässlichen und angemessenen Rahmen für Forschung zu schaffen, andererseits eine Diskurs darüber zu beginnen, welche Daten die Sozialforschung benötigt, um zu belastbaren Ergebnissen zu kommen.

The comprehensive introduction of data security officers at universities and an increased awareness concerning the use of data have changed the conditions for (qualitative) social research strongly. This article discusses the problems research is facing concerning adequate protection of personal privacy, sufficient anonymisation and data integrity. It is pleaded to create a reliable and adequate environment for research at universities and institutions on one hand and to initiate a discourse to determine the needed for social research to gain resilient findings.

Wir bitten Sie, bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung zu berücksichtigen: Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

**Fußnoten** nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

**Literaturhinweise im Text** durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17).

Bei zwei Autor/innen beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei drei und mehr Autor/innen nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

Mehrere Titel pro Autor/in und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

**Literaturliste am Schluss des Manuskriptes:** Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je Autor/in nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang auführen. Hier bei mehreren Autor/innen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

*Bücher:* Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

*Zeitschriftenbeiträge:* Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

*Beiträge aus Sammelbänden:* Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .doc oder .docx **per e-mail** an die Redaktion der Soziologie.

Für **Sektionsberichte** beachten Sie bitte, dass einzelne Tagungsberichte ein Kontingent von 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollten. Für Jahresberichte stehen max. 15.000 Zeichen zur Verfügung.



Ludger Pries

## Soziologie

Schlüsselbegriffe, Herangehensweisen und Perspektiven

Mit E-Book inside, 2014, 284 Seiten, broschiert, € 14,95  
ISBN 978-3-7799-2968-0

Aus den drei Perspektiven soziales Handeln, soziale Ordnungen und sozialer Wandel sowie aus den drei Herangehensweisen vom Individuum, von der Gesellschaft und von sozialen Verflechtungszusammenhängen aus führt das Buch durch die systematische Vorstellung und Diskussion soziologischer Schlüsselbegriffe in das Fach ein.



Uwe Schimank / Steffen Mau / Olaf Groh-Samberg

## Statarbeit unter Druck?

Zur Lebensführung der Mittelschichten

Interventionen, 2014, 100 Seiten, broschiert, € 12,95  
ISBN 978-3-7799-2971-0

Seit einigen Jahren sind die Mittelschichten der westlichen Welt ein Thema gesellschaftlicher Debatten. Das lenkt den Blick auf die Lebensführung der Mittelschichten und die weitergehende Frage, was passiert, sobald diese Lebensführung – wie heute – massiven Irritationen ausgesetzt ist?



Boike Rehbein / Jessé Souza

## Ungleichheit in kapitalistischen Gesellschaften

2014, 228 Seiten, broschiert, € 24,95  
ISBN 978-3-7799-2947-5

Das Buch legt eine neue Theorie sozialer Ungleichheit in Gegenwartsgesellschaften vor. Es stützt sich auf eigene empirische Forschung auf drei Kontinenten und argumentiert, dass Ungleichheit bisher unzureichend verstanden wurde, weil ausschließlich westliche Gesellschaften Grundlage der Interpretation waren.

# Aktuelle Neuerscheinung



Christiane Funken,  
Jan-Christoph Rogge, Sinje Hörlin  
**Vertrackte Karrieren**  
Zum Wandel der Arbeitswelten  
in Wirtschaft und Wissenschaft

2015. 261 Seiten. € 29,90  
ISBN 978-3-593-50271-7

Wirtschaft und Wissenschaft sind einem massiven Wandel unterworfen. In beiden Feldern sind die Akteure heute gefordert, ihre Arbeit als Berufung zu erleben, sie zum Teil ihrer Identität zu machen. Oft genug erweist sich diese Forderung jedoch als unvereinbar mit den herrschenden Arbeits- und Karrierebedingungen. Leitbilder und Strukturen passen nicht zusammen. In diesem Buch wird anschaulich und erstmals systematisch vergleichend herausgearbeitet, wie die Beschäftigten in den beiden Feldern auf die widersprüchlichen Karriereanforderungen in der gegenwärtigen Arbeitswelt reagieren und welche Ressourcen ihnen dabei helfen.



[campus.de](http://campus.de)

**campus**

Frankfurt. New York

# Aktuelle Neuerscheinung



Manfred Gehrmann

## **Betriebe auf der Grenze**

Integrationsfirmen und Behindertenwerkstätten  
zwischen Markt- und Sozialorientierung

2015. 488 Seiten. € 39,90

ISBN978-3-593-50275-5

Intellektuell und psychisch beeinträchtigte Menschen werden am Arbeitsmarkt stark benachteiligt. Für die Ersteren wurden in den 1960er-Jahren Werkstätten für behinderte Menschen gegründet, für die Letzteren in den 1980er-Jahren Integrationsfirmen für psychisch Kranke. Manfred Gehrmann zeigt, dass beide Teilhabeformen am Arbeitsleben marginale Arbeitsorganisationen darstellen, die ständig das Spannungsverhältnis zwischen Markt- und Sozialorientierung ausbalancieren müssen. Unter Berücksichtigung des soziologischen Konzepts der Marginalität und seiner aktuellen sozialtheoretischen Diskussion wird die Geschichte der stetigen Verbreitung von Werkstätten und Integrationsfirmen rekonstruiert.



[campus.de](http://campus.de)

# campus

Frankfurt. New York